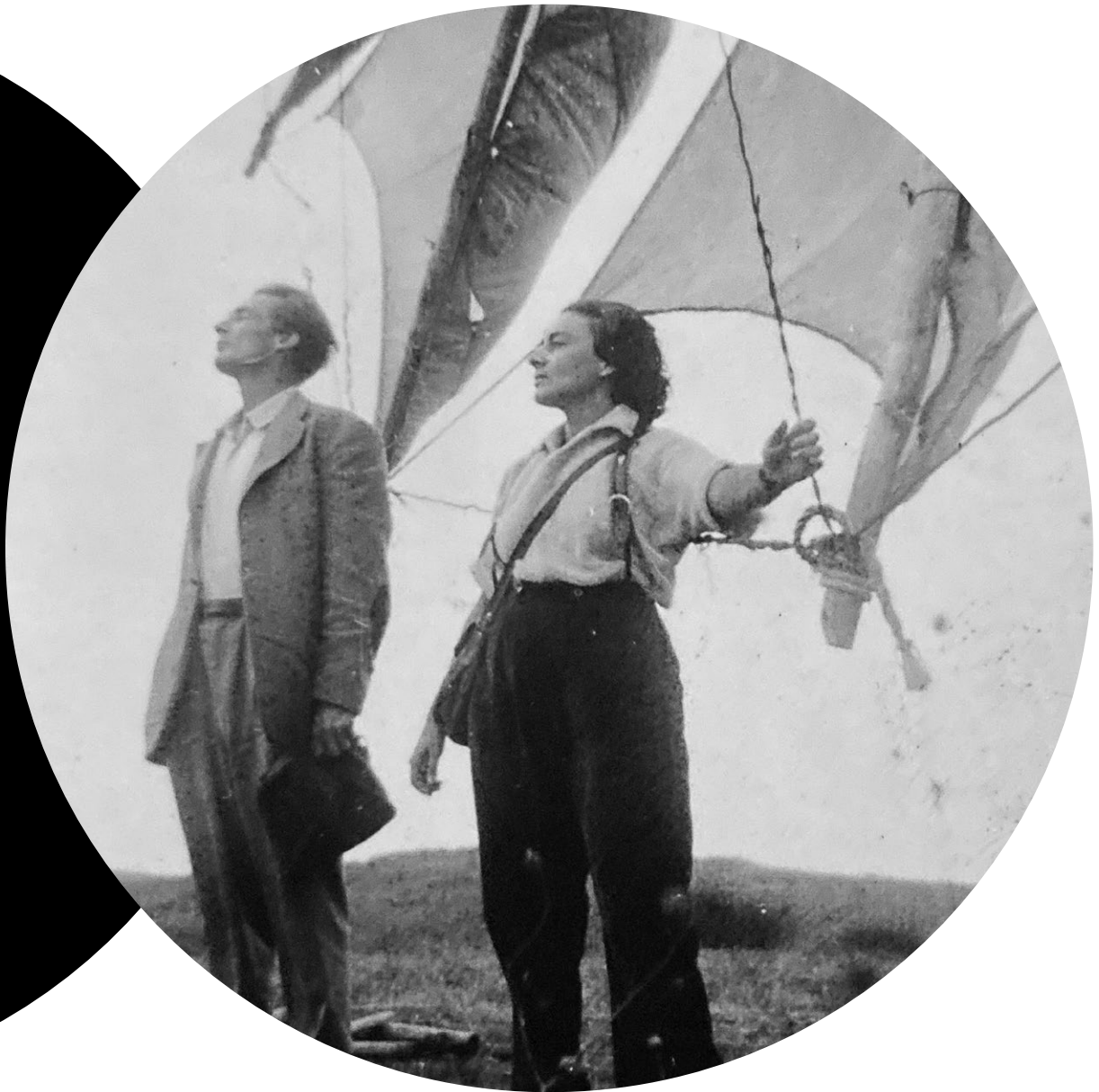


Max Weber
Stiftung

.....

Weltweit vor Ort



The Ends of War

Istanbul · Paris · Delhi · Tokyo ·

Rom · Warschau · Washington



- | | | | | | |
|--|---|---|---|---|---|
| 1 · Deutsches Forum für Kunstgeschichte Paris
SEITE 7 · 32 | 3 · Deutsches Historisches Institut Moskau
SEITE 4 | 5 · Deutsches Historisches Institut Rom mit Transnationaler MWS-Forschungsgruppe
SEITE 9 · 40 · 42 | 7 · Deutsches Historisches Institut Washington mit Pacific Office an der UC Berkeley
SEITE 10 · 11 · 56 · 66 | 9 · Max Weber Forum für Südasiastudien Delhi
SEITE 66 | 12 · China Branch Office Peking |
| 2 · Deutsches Historisches Institut London
SEITE 6 · 7 · 20 | 4 · Deutsches Historisches Institut Paris
SEITE 8 · 9 · 58 | 6 · Deutsches Historisches Institut Warschau mit Außenstellen in Prag und Vilnius und mit Transnationaler MWS-Forschungsgruppe
SEITE 10 · 14 | 8 · Deutsches Institut für Japanstudien Tokyo mit MWS-Forschungsgruppe Singapur
SEITE 12 · 24 | 10 · Orient-Institut Beirut mit Außenstelle in Kairo
SEITE 12 · 13 | 13 · Geschäftsstelle
SEITE 6 |
| | | | | 11 · Orient-Institut Istanbul
SEITE 13 · 48 · 50 | 14 · Max Weber Netzwerk Osteuropa, Büro Georgien in Tbilisi
SEITE 8 · 30 |

2025 wird man sich in aller Welt an das Ende des Zweiten Weltkriegs erinnern; 80 Jahre liegen die Kapitulationen Deutschlands und Japans dann zurück. Menschen aus sämtlichen Kontinenten waren an diesem letzten großen Krieg beteiligt, als Soldaten ebenso wie als Zivilist*innen. Die Opfer sind unvergessen, sie haben einen Platz im Familiengedächtnis und in der kollektiven Erinnerung der jeweiligen Nation. Derweil forschen Historiker*innen immer noch über die Motive, Ziele und Praktiken der Kriegführung; die offenen Fragen nehmen auch lange nach Kriegsende kein Ende.

Aber wann endet ein Krieg? Wenn die Waffen schweigen? Wenn die Kriegsparteien Frieden schließen? Was ist mit jenen, die vom Krieg psychisch und physisch gezeichnet sind und ihre Verletzungen bis zum Lebensende nicht loswerden? Was bekommen ihre Kinder davon mit, durch Epigenese oder Sozialisation? Wie bildet sich der Krieg an den Orten ab, in denen er gewütet hat? Wie verändern sich Stadträume und Landschaften? Was teilen sie den Nachwachsenden über den Krieg und seine Verwüstungen mit, was verschweigen sie? Die Folgen des Krieges erschöpfen sich nicht in politischen Neuordnungen und diplomatischen Aktivitäten. Sie reichen tiefer und oft bis in die Gegenwart hinein.

Mit ihrer Themenreihe „The Ends of War“ nutzt die Max Weber Stiftung ihr global aufgespanntes Institutsnetz, um verschiedene regionale und thematische Perspektiven auf den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen auszuloten. Sozial- und politikgeschichtliche Spuren werden dabei ebenso verfolgt wie erinnerungspolitische Strategien und deren Kritik vor Ort. Ausstellungen, Vorträge, Podiumsdiskussionen und Konferenzen ergänzen einander.

Dabei setzt jedes Institut der MWS seine eigenen Schwerpunkte und trägt sie in die jeweilige Öffentlichkeit und wissenschaftliche Community hinein. Zugleich sind die Veranstaltungen in Form von Podcasts und Video-Mitschnitten überall nachzuverfolgen und werden als multimediale Reportage dokumentiert. Die weltweite Expertise der Max Weber Stiftung steht auf diese Weise auch weltweit zur Verfügung.

Ute Frevert,
Präsidentin der Max Weber Stiftung



Schwerpunkt „The Ends of War“

Übersehene Orte der Vernichtung

DHI Warschau · 14

Wo der Zweite Weltkrieg einfach nicht endet

DIJ Tokyo · 24

Das leere Album

DFK Paris · 32

Im Schatten des Krieges

DHI Rom · 42

Halbherzige Verbannung

OI Istanbul · 50

Lange Wege zur Unabhängigkeit

DHI Paris · 58

Globaler Transit nach 1930: Fluchtwege nach Indien, Neuanfänge in China

DHI Washington · MWF Delhi · 66

Aktuelles · 04

Neues · 06

Im Gespräch · 20

Rückblick I · 30

Was macht eigentlich · 40

Rückblick II · 48

Lieblingsorte · 56

Lesetipp · 64

Impressum · 70

Deutsches Historisches Institut in Moskau zur „unerwünschten Organisation“ erklärt

Die Max Weber Stiftung gründete das DHI Moskau 2005 mit der Zielsetzung, die Zusammenarbeit zwischen russischen und deutschen Historiker*innen sowie mit Forschenden aus anderen postsowjetischen Staaten zu unterstützen und die Erforschung der komplex verflochtenen gemeinsamen Geschichte zu fördern. In der Anfangszeit lag dabei ein besonderer Schwerpunkt auf der Aufarbeitung der NS-Verbrechen des Zweiten Weltkriegs, in späteren Jahren erweiterte sich das thematische und chronologische Spektrum der Forschungsprojekte, beispielsweise mit der Gründung des Arbeitsbereichs Russlands Nordpazifik, der sich mit den russischen Verflechtungen und Entflechtungen im Verhältnis zu anderen nordpazifischen Anrainerstaaten vom späten 18. Jahrhundert bis in die Jetztzeit befasste. Neben den Kooperationen mit Hochschulen und Archiven gewannen, vor allem vor dem Hintergrund der zunehmenden politischen Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaften in Russland, die individuelle Zusammenarbeit mit kritischen Wissenschaftler*innen und auch die Zusammenarbeit mit nicht-staatlichen Partnern wie dem Verlagshaus NLO zunehmend an Bedeutung.

TEXT · SANDRA DAHLKE

Mit dem Angriff Russlands auf die gesamte Ukraine am 24. Februar 2024 stellte das DHI Moskau seine Veranstaltungstätigkeit ein und beendete die Zusammenarbeit mit staatlichen russischen Einrichtungen und Archiven. Jedoch bemühten sich die Leitung und die Mitarbeitenden, das Institut und insbesondere seine Bibliothek als einen, wenn auch nur noch kleinen, Raum wissenschaftlicher Freiheit zu erhalten. Dies galt vor allem jenen Kolleg*innen, die aufgrund ihrer Haltung unter Druck stehen und aus den Institutionen herausgedrängt werden. Die Bibliothek stellte auch einen der letzten Orte in Moskau dar, an denen Forschende und Studierende unzensuriert Fachliteratur in westlichen Sprachen einsehen konnten. Zugleich wurde der sich weiter verschlechternden Lage und dem Abbau der Aktivitäten in Russland mit dem Aufbau des Max Weber Netzwerks Osteuropa mit neuen Standorten in Tbilisi und Helsinki Rechnung getragen.

Ende Mai 2024 nahm das Justizministerium der Russischen Föderation das Institut in die Liste von ausländischen und internationalen Organisationen auf, deren Tätigkeit in der Russischen Föderation als „unerwünscht“ eingestuft ist. Diese Entscheidung steht im Kontext einer fortschreitenden Verengung der Spielräume, in denen in Russland Geistes- und Sozialwissenschaft stattfinden kann. Die Wissenschaftsfreiheit wird durch repressive Gesetze bedroht, aus Bibliotheken, u. a. an der Europäischen Universität in Sankt Petersburg, werden Publikationen entfernt, die mit Unterstützung „unerwünschter Organisationen“ entstanden sind. Es ist davon auszugehen, dass dies nun auch mit den Publikationen des DHI Moskau geschehen wird. Die Max Weber Stiftung verliert mit dem DHI Moskau einen wichtigen Standort, vor allem aber einen Teil der dort lokal beschäftigten Mitarbeitenden, die als langjährige und hochgeschätzte Kolleg*innen eine spürbare Lücke hinterlassen.



„Diese Entscheidung steht im Kontext einer fortschreitenden Verengung der Spielräume, in denen in Russland Geistes- und Sozialwissenschaft stattfinden kann. Die Wissenschaftsfreiheit wird durch repressive Gesetze bedroht, aus Bibliotheken, u. a. an der Europäischen Universität in Sankt Petersburg, werden Publikationen entfernt, die mit Unterstützung ‚unerwünschter Organisationen‘ entstanden sind.“

Sandra Dahlke

MWS · PUBLIKATION

2023 erschien die Max-Weber-Biographie von Dirk Kaesler auf Chinesisch. Das Übersetzungsprojekt ergab sich am Rande der Konferenz „Between Appropriation and Refutation – On the Significance and Reception of Max Weber in China“, die die MWS 2018 in Peking organisierte. Max Weber hat sich mit dem historischen China in seiner Studie zu Konfuzianismus und Taoismus beschäftigt. Die Arbeit erschien 1920 posthum u. a. gemeinsam mit seinem berühmten Werk „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Die von Max Weber formulierten Thesen stoßen in China nach wie vor auf großes Interesse. Allein „Die protestantische Ethik“ wurde bereits zwanzig Mal ins Chinesische übersetzt. Die Konferenz hatte es sich zum Ziel gesetzt, die unterschiedlichen Phasen der Übersetzung und Rezeption von Max Webers Texten in der Volksrepublik China, Taiwan und Hongkong in ihren historischen Zusammenhängen zu untersuchen und sie mit der Weber-Rezeption in Deutschland zu vergleichen.

MWS · VERANSTALTUNG

Wie kann der Dialog mit China in einer Zeit globaler politischer Differenzen sinnvoll geführt werden? Und welche Rolle kommt der Wissenschaft zu? Gemeinsam luden die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, die Werner Reimers Stiftung und die Max Weber Stiftung zur Veranstaltung „Blickwechsel – Podiumsdiskussion zum chinesisch-deutschen Dialog in der Wissenschaft“ ein, bei der am 22. Oktober 2024 in Berlin diese und weitere Fragen diskutiert wurden. Der Münchener Sinologe und ehemalige MWS-Präsident Hans van Ess eröffnete das Panel mit einem Impulsvortrag, anschließend diskutierten Sabine Dabringhaus (Universität Freiburg), Dagmar Schäfer (Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin) und Zhiyi YANG (Universität Frankfurt a. M.) unter der Moderation von Shi MING.

MWS · VERANSTALTUNG

Das Wissenschaftsjahr 2024 widmet sich dem Thema Freiheit und beleuchtet ihre Bedeutung in verschiedensten Dimensionen. Die MWS nahm die Wissenschaftsfreiheit bei zwei Veranstaltungsformaten in den Blick: Zunächst tauschten sich die Mitarbeitenden intern am 25. September beim Digitalen Stiftungsevent über die Situation in den verschiedenen Gastländern der MWS aus. Am 20. November fand in Berlin die Stiftungskonferenz „Wissenschaftsfreiheit international und national“ statt. In vier Panels wurde der Stand der Wissenschaftsfreiheit in ausgewählten Regionen beleuchtet, bevor ein abschließendes Round Table mit Gästen aus Politik und Wissenschaft am Abend Raum für Erfahrungsaustausch bot.

DHI LONDON · PUBLIKATION

In den vergangenen Monaten sind gleich mehrere Titel in den verschiedenen Publikationsreihen des DHI London erschienen. Im August wurde „An Era of Value Change: The Long 1970s in Europe“, herausgegeben von Fiammetta Balestracci, Christina von Hodenberg und Isabel Richter, veröffentlicht. Im September folgte „Global Royal Families: Cultures of Transnational Monarchy in the Nineteenth and Twentieth Centuries“, herausgegeben von Robert Aldrich, Cindy McCreery und Falko Schnicke. Ole Münch, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am DHI London, veröffentlichte im Oktober seine mit dem Wolfgang J. Mommsen-Preis ausgezeichnete Dissertation in englischer Übersetzung unter dem Titel „Rag Fair: A Different Migration History of London’s East End, 1780–1850“.



DHI LONDON · VERANSTALTUNG

In den Sommermonaten fanden zwei Konferenzen ehemaliger Gerda Henkel Gastprofessoren am DHI London statt. Im Juni organisierte Alexander Nützenadel zusammen mit Heike Wieters (beide HU Berlin) eine Tagung zum Thema „Afterlives of Empire: How Imperial Legacies Shaped European Integration“ und im Juli veranstaltete Constantin Goschler (Ruhr-Universität Bochum) eine Konferenz zu „Cultures of Compromise and Liberal Democracy after World War II“. Im Herbst übergab Stefanie Schüler-Springorum (Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin) die Gerda Henkel Gastprofessur am DHI London für das Jahr 2024/25 an Paul Nolte (FU Berlin).

↑ Paul Nolte übernimmt die Gerda Henkel Gastprofessur am DHI London.

→ Auftaktveranstaltung des 36. Kongresses des Comité International d’Histoire de l’Art.

DFK PARIS · PERSON

Im Mai nahm die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung vier neue Mitglieder in ihre Reihen auf, darunter den Direktor des DFK Paris, Peter Geimer. Die 1949 gegründete Akademie widmet sich der deutschen Sprache und Literatur, ihr gehören neben namhaften Schriftsteller*innen, Kritiker*innen und Übersetzer*innen auch Vertreter*innen der Wissenschaften an, deren Arbeit sich durch ein besonderes Interesse an der deutschen Sprache auszeichnet. Die Akademie vergibt jedes Jahr den Georg-Büchner-Preis sowie den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa.

DFK PARIS · VERANSTALTUNG

In diesem Jahr fand der internationale Kongress des Comité International d’Histoire de l’Art in Lyon statt. Vom 23. bis 28. Juni gab es in mehr als 90 Sektionen zum Thema „Matière et matérialité“ Vorträge von Wissenschaftler*innen aus aller Welt. Auch eine Reihe von Mitarbeiter*innen des DFK Paris war vertreten: Lena Bader als Mitglied des Lenkungsausschusses, der Direktor Peter Geimer sowie die stellvertretende Direktorin Léa Kuhn als Vorsitzende eigener Sektionen sowie die Mitarbeiterinnen Marie Schiele und Élodie Vaudry mit Einzelvorträgen.





MWN OSTEUEPORA · VERANSTALTUNG

Mit zwei Veranstaltungen im Mai bzw. Juli hat in Eriwan und Tbilisi die Veranstaltungsreihe „Global History“ begonnen, die das Büro Georgien in Kooperation mit verschiedenen Partnereinrichtungen im Südkaukasus durchführt. Sie greift anhand einzelner Themen aktuelle Debatten aus der Globalgeschichte, Verflechtungs- und Transfargeschichte auf. Neben der Keynote-Vorlesung einer international anerkannten Expertin oder eines Experten umfasst jede Veranstaltung einen Workshop mit den Vortragenden. Diese Werkstattgespräche bieten Nachwuchswissenschaftler*innen aus der Region die Möglichkeit, ihre Projekte und Zugänge zur Global- und Transnationalen bzw. Transregionalen Geschichte mit den Vortragenden zu diskutieren. Die Zeit Stiftung Bucerius finanziert die Reihe, die im Oktober fortgesetzt wurde.

↑ Vortrag von Roland Wenzlhuemer (LMU München) am 3. Juli 2024 in Tbilisi.

↗ Thomas Cole, Der Ätna von Taormina gesehen, 1843.

→ Petra Terhoeven wird neue Direktorin des DHI Rom.

DHI PARIS · VERANSTALTUNG

Vom 17.–19. September 2024 beleuchtete eine Tagung am DHI Paris soziale, rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Faktoren des jüdisch-christlichen Zusammenlebens in Frankreich während und nach den Kreuzzügen (1096–1394). Ein Schwerpunkt lag auf interreligiösem Austausch und den Transformationen beider Religionen. Gerade die heiligen Schriften zeugen von einem intensiven Dialog. Auf sozialer Ebene spricht vieles für eine Integration der jüdischen Gemeinschaft in die christliche Gesellschaft, auch wenn zunächst umfassende Rechtsbestimmungen fehlen, die den Platz der jüdischen Bevölkerung definierten. Ab dem späten 12. Jahrhundert führten religiöse, wirtschaftliche und politische Interessen zu Vertreibungen, die 1394 in der endgültigen Ausweisung der Juden aus Frankreich gipfelten.



DHI ROM · VERANSTALTUNG

Imaginäre Konstruktionen von Staaten und Menschen an Himmelsrichtungen zu binden, scheint ein verbreitetes Verfahren im ‚abendländischen‘ Denken zu sein. Der jahrhundertealte distanzierte Blick auf den ‚Orient‘ hat seit einigen Jahrzehnten eine Konkurrenz erhalten durch die Vorstellung eines im mediterranen Raum verorteten und als rückständig angesehenen ‚Südens‘. Damit beschäftigte sich das Symposium „Blicke auf den ‚Süden‘. Mental Maps, Deutungsmuster und Verflechtungen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart“, das vom 20.–21. Juni 2024 in Rom stattfand. Die vom DHI Rom, der Universität München und dem Research Centre Global Dynamics Leipzig durchgeführte Veranstaltung nahm die Vorstellungen vom ‚Süden‘, die sozialen Realitäten und kulturelle Darstellungen des Südens in den Blick.



DHI ROM · PERSONEN

In der Nachfolge von Martin Baumeister ist seit 1. Oktober 2024 Petra Terhoeven, eine ausgewiesene Expertin in der italienischen Zeitgeschichte, neue Direktorin des DHI in Rom. Für die kommenden fünf Jahre wechselt sie nach Rom von der Universität Göttingen, wo sie die Professur für Europäische Kultur- und Zeitgeschichte innehat. Sie erforscht die Geschichte von Faschismus und politischer Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert in vergleichender Perspektive, insbesondere auch den Umgang mit Betroffenen politischer Gewalt. Ihre Expertise in der Terrorismusforschung wird von Politik und Medien geschätzt. Sie ist Mitglied der vom Bundesinnenministerium 2023 eingesetzten Internationalen Historikerkommission zur Aufarbeitung des Anschlags auf die israelische Olympia-Mannschaft 1972 in München.

DHI PARIS · VERANSTALTUNG

Wie entwickelte sich das, was wir heute digitale Geschichte nennen? Dieser Frage widmete sich die Tagung „Revolutionary, Disruptive, or Just Repeating Itself? Tracing the History of Digital History“ am DHI Paris vom 23.–25. Oktober 2024. Sie zielte darauf, Wurzeln und Vorläufer der heutigen digitalen Geschichte zu beleuchten und diese besser zu verstehen. Highlights waren u. a. die Keynote von Hannah Ishmael (King's College, London) zum Einfluss von Black Communities auf die Ausbildung einer kritischen Archivwissenschaft und eine Podiumsdiskussion unter Beteiligung mehrerer MWS-Institute, die die Entwicklung der digitalen Geschichte aus der Perspektive unterschiedlicher Weltregionen thematisierte. Es war bereits die neunte Veranstaltung in der Tagungsreihe Digital Humanities am DHI Paris.



DHI WARSCHAU · FORSCHUNG

Die Bibliothek des DHI Warschau hat einen kostenlosen Scan-Service eingeführt. Seit dem 29. Juli 2024 können interessierte Nutzer*innen für den persönlichen Gebrauch selbstständig Kopien von Materialien erstellen. Der Service gilt auch für elektronische Bestände. Personen, die Interesse an der Erstellung oder Bestellung von Kopien haben, werden gebeten, sich unter der E-Mail-Adresse bibliothek@dhi.waw.pl zu melden.

KATALOG UNTER: [TINYURL.COM/BIB-DHI-WARSCHAU](https://tinyurl.com/bib-dhi-warschau)

DHI WARSCHAU · FORSCHUNG

Warschau, 1. August 2024, 17:00 Uhr – Eine Stadt gedenkt dem Warschauer Aufstand von vor 80 Jahren. Eine Sirene ertönt, eine Schweigeminute lässt die polnische Hauptstadt zum Stillstand kommen, die Menschen gedenken der Opfer. Kaum ein Ereignis hat Warschau so geprägt wie der Zweite Weltkrieg. Der Warschauer Aufstand ist ein besonders traumatisches Kapitel. In Deutschland ist er nicht so umfassend bekannt. Nur wenige wissen, dass er 63 Tage andauerte und knapp 200.000 polnische Bürger*innen das Leben kostete. Das DHI Warschau hat die Geschehnisse eingeordnet. Auf www.dhi.waw.pl ist eine Übersicht über Artikel, Beiträge und Interviews zu finden, die zum 80. Jahrestag des Warschauer Aufstands von und mit (ehemaligen) Mitarbeitenden des DHI Warschau entstanden sind.

DETAILS UNTER: [TINYURL.COM/WARSCHAUER-AUFSTAND](https://tinyurl.com/warschauer-aufstand)

DHI WASHINGTON · VERANSTALTUNG

Das aktuelle Postdoc-Tandem des Pazifikbüros in Berkeley, Amy Kerner und Fabian Santos, organisierte vom 20.–21. Mai 2024 den Workshop „Fugitive Histories and Migrant Knowledge in Latin America and the Caribbean“ der an der University of California, Irvine, in Kooperation mit Tandem-Alumna Chelsea Shields stattfand. Letztere ist dort mittlerweile Assistent Professor of History. Die Teilnehmenden des Workshops diskutierten u. a. inwieweit Imperialismus und koloniale Strukturen bestimmte Migrierendengruppen und damit deren Wissen marginalisierten und ob bzw. wie sich diese dem widersetzen. Das 2017 eröffnete Pazifikbüro des DHI Washington vernetzt deutsche Forschende mit Kolleg*innen an der forschungsstarken Westküste und nimmt dabei auch besonders Lateinamerika in den Blick.



↩ Kostenloser Scan-Service des DHI Warschau.

↑ Gedenktafel an die Opfer des Warschauer Aufstands in der Al. Ujazdowskie, neben dem Sitz des DHI Warschau.

DHI WASHINGTON · VERANSTALTUNG

Am 6. Juni 2024 fand am Deutschen Historischen Institut Washington eine Paneldiskussion zum Thema „Voting Authoritarians into Power“ statt. Unter Moderation von Ashi Aydinbaş (Brookings Institution) und Richard F. Wetzel (DHI Washington) diskutierten Historiker Udi Greenberg (Dartmouth College), Politologe Irfan Nooruddin (Georgetown University) und Árpád von Klimó (Catholic University of America) wie anti-demokratische Kräfte in Vergangenheit und Gegenwart demokratische Strukturen nutzen, um diese zu zerstören und sie mit anti-demokratischen Politsystemen zu ersetzen. Eine Video-Aufzeichnung der Diskussion steht auf dem Vimeo-Kanal des DHI Washington unter vimeo.com/ghidc zur Verfügung.



ICAS:MP · PUBLIKATIONEN

Der Buchpreis der British Association for South Asian Studies (BASAS) wurde dieses Jahr an „Properties of Rent: Community, Capital and Politics in Globalising Delhi“ von ICAS:MP-Fellow Sushmita Pati verliehen. Von den fünf Büchern, die für diesen renommierten Preis in die engere Wahl gekommen waren, stammten zwei aus der Reihe „Metamorphoses of the Political“, einer Kooperation zwischen dem Forschungskolleg ICAS:MP in Delhi und Cambridge University Press. Der international renommierte BASAS-Buchpreis fördert herausragende wissenschaftliche Arbeiten zu Südasien und seiner Diaspora.

➤ „Voting Authoritarians into Power“ am DHI Washington.

↑ Buchvorstellung „Properties of Rent: Community, Capital and Politics in Globalising Delhi“.

➔ ICAS:MP Cross-Modular Conference: The World After the Pandemic; 22–24 February 2024, CSDS, Delhi.

ICAS:MP · FÖRDERUNG

Das Maria Sibylla Merian Zentrum ICAS:MP in Neu-Delhi, das unter dem Dach des Max Weber Forums in Indien arbeitet, wurde erfolgreich evaluiert und wird seit Juli 2024 für weitere drei Jahre vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Bis Mitte 2027 werden sich Principal Investigators und Fellows des Forschungskollegs nun den Forschungsbereichen „Theory from the South“ (siehe Weltweit vor Ort 1/2024), „The Challenge of Gender“, „Normative Conflicts and Transformations“ sowie dem vom DHI London unter der Leitung von Indra Sengupta und Christina von Hodenberg mitgetragenen Schwerpunkt auf „Constructing Alternative Pasts: (New) Sources and Methods“ widmen. Aktuell sind Fellowships am ICAS:MP ausgeschrieben.





DIJ TOKYO · VERANSTALTUNG

Welche Rolle spielt Freiheit in der modernen Geschichte Japans? Diese Frage stand im Mittelpunkt des DIJ Forums „Promise of Freedom: Rethinking Modernity and World War Two“ mit einem Vortrag von Takashi Fujitani (Toronto) und Jordan Sand (Georgetown/Tokyo) als Kommentator. Fujitani erklärte, dass Freiheitsversprechen eng verbunden seien mit neuen Formen von Unterdrückung, Nationalismus, Kolonialismus und verschiedenen Formen der sozialen Diskriminierung. Am Beispiel Japans zeigte er, dass Freiheitsversprechen sowohl innenpolitisch in Japan seit der Meiji-Zeit als auch im Asien-Pazifischen Krieg zu mehr Unfreiheit geführt hätten. Die Auftaktveranstaltung der MWS-Reihe „The Ends of War. Internationale Perspektiven auf den Zweiten Weltkrieg“ am DIJ Tokyo war ausgebucht.

DETAILS UNTER: DIJ.TOKYO/PROMISE



OI BEIRUT · VERANSTALTUNG

Am 12. März 2024 hielt Jens Hanssen seine traditionelle Antrittsrede als neuer Direktor des OI Beirut an der American University of Beirut (AUB). Er entschied sich für einen Vortrag über „Albert Hourani und die American University of Beirut, 1937–1939“, um dessen grundlegende Erfahrungen in der Region aufzuzeigen, bevor er zum Begründer der modernen Nahoststudien in Großbritannien wurde. Der Vortrag beleuchtete die intellektuelle Atmosphäre der AUB in den 1930er Jahren, die entscheidende akademische Ausbildung, die Hourani in seinem Lehrjahr an der AUB erhielt, und wie die akademischen Freundschaften, die er in dieser Zeit knüpfte, ihn auf seinen (bisher erfolglosen) Einsatz für einen demokratischen Staat für ganz Palästina vor der anglo-amerikanischen Untersuchungskommission im März 1946 vorbereiteten.

DIJ TOKYO · PUBLIKATION

Was bewegt Menschen dazu, sich in ihrer Freizeit politisch zu engagieren? Wie können sie daraus Freude schöpfen? In seinem neuen Buch analysiert der Politikwissenschaftler Sebastian Polak-Rottmann, wie Menschen im ländlichen Japan versuchen, die lokale Gesellschaft durch landwirtschaftliche, politische und soziale Aktivitäten zu verändern. Auf der Grundlage umfangreicher Feldforschung in der südjapanischen Stadt Aso kommt er zu dem Schluss, dass an-
deren eine Freude zu bereiten ein Kernelement des Wohlbefindens der politisch aktiven Menschen im ländlichen Japan ist. „Wie politische Partizipation Freude bereiten kann: Sechs Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens politisch handelnder Personen im ländlichen Japan“ ist als Band 67 in der DIJ-Monographienreihe erschienen.

DETAILS UNTER: DIJ.TOKYO/FREUDE

↖ Jens Hanssen bei der traditionellen Antrittsrede an der American University of Beirut.

← Takashi Fujitani spricht vor vollem Haus im DIJ Forum.



OI ISTANBUL · PERSONEN

Im Februar 2024 trat Ersin Mihci seine neue Stelle am OI Istanbul als musikwissenschaftlicher Referent in Nachfolge von Judith Haug an. In seiner Forschung beschäftigt sich Ersin Mihci mit der Musik des Osmanischen Reiches, der Republik Türkei und Griechenlands im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert. In seinen Forschungsarbeiten spezialisiert er sich auf die Edition osmanischer Vokalmusik und erforscht osmanische Musikmanuskripte.



↑ Ersin Mihci ist musikwissenschaftlicher Referent am OI Istanbul.

↑ Cemil Aydin, Rima Majed, Hans Kundnani und Srirupa Roy (vlnr.) auf der Podiumsdiskussion „Krieg und zivilisatorische Horizonte“.

↗ MWS-Präsidentin Ute Frevert und Christoph K. Neumann, Direktor des OI Istanbul, bei der Eröffnungsfeier des Institutgebäudes.



OI ISTANBUL · VERANSTALTUNG

Am Abend des 17. Mai 2024 wurde das neue Gebäude des Orient-Instituts Istanbul offiziell eingeweiht. Am neuen Standort beherbergt das Institut eine umfangreiche, öffentlich zugängliche Forschungsbibliothek, einen Veranstaltungssaal sowie Ausstellungsräume und Arbeitsplätze für rund 35 wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Mitarbeitende sowie Gäste. MWS-Präsidentin Ute Frevert gratulierte dem OI Istanbul zum Bezug seiner neuen Räumlichkeiten und verwies in ihrer Ansprache auf die bemerkenswerte Geschichte des Teutonia-Clubhauses, dessen Fortbestand durch zahlreiche Brände immer wieder gefährdet war, ehe sich der Club Teutonia mit dem Bau des jetzigen Gebäudes aus Stein einen angesehenen Namen in der kulturellen Landschaft Istanbul erwarb. An diese kulturelle Ausstrahlung und Anerkennung des Hauses in akademischer Hinsicht anzuschließen, sei nun Aufgabe und Chance des OI Istanbul.

OI BEIRUT · VERANSTALTUNG

Am 30. Mai 2024 war das Orient-Institut Beirut Gastgeberin der öffentlichen Podiumsdiskussion „Krieg und zivilisatorische Horizonte“. Diese Abendveranstaltung war Teil der Konferenz der transregionalen InterAsia-Partnerschaft, die Wissenschaftler*innen, Praktiker*innen, Forschungszentren und Universitäten zusammenbringt und in diesem Jahr vom 27. Mai bis zum 1. Juni 2024 in Beirut stattfand. Ziel dieses Netzwerkes ist es, Asien neu zu denken und ein besseres Verständnis historischer und aktueller Phänomene und Prozesse zu schaffen. Die Podiumsdiskussion befasste sich mit der Rhetorik sogenannter zivilisatorischer Kriege im Nahen Osten, in Europa/Russland und in Südasien und fand in enger Kooperation mit dem Arab Council for Social Sciences (ACSS) statt, das die InterAsia-Woche in Beirut veranstaltete.



Die Kulturosoziologin Magdalena Saryusz-Wolska vom Deutschen Historischen Institut (DHI) Warschau erforscht die unzähligen, wenig bekannten Massenerschießungen während des Holocaust in Polen – und die spärliche Erinnerungskultur daran.

Übersehene Orte der Vernichtung

Als Magdalena Saryusz-Wolska im Sommer 2021 in der Gebirgsregion Niedere Beskiden, in Südostpolen, wanderte, fiel ihr bei der Ortschaft Tylawa ein Straßenschild auf. „Mogiła Żydowska 500 m“ steht darauf – „Jüdisches Grab 500 m“. Sie folgte dem Wegweiser und gelangte auf einem sandigen Pfad zu einem Denkmal: 25 Meter lang, fünf Meter breit, und von einem kniehohen Mäuerchen begrenzt. Der Erinnerungsort an eine Massenerschießung.

Am 13. August 1942 sind hier mehr als 500 Jüdinnen und Juden „durch deutsche Hand“ ermordet worden, so die Inschrift einer Steintafel. Magdalena Saryusz-Wolska ließ dieser Ort der Vernichtung nicht mehr los. Und die Kulturosoziologin vom Deutschen Historischen Institut (DHI) Warschau entdeckte bei ihren Nachforschungen in den Niedere Beskiden bald weitere Massengräber, die weitgehend unbekannt sind. Manche bestehen nur aus einer verwitterten Gedenktafel oder zerbröckelnden Mauerresten irgendwo im Wald.

„Das Gedenken an den Holocaust konzentriert sich in Polen bisher stark auf wenige zentrale Erinnerungsorte“, sagt Magdalena Saryusz-Wolska. Insbesondere die Museen und Gedenkstätten der großen Vernichtungslager wie Auschwitz, Belzec, Treblinka oder Majdanek stehen dabei im Fokus. „Und diese Beschränkung trägt zur Vorstellung bei, dass der Holocaust an wenigen ausgewählten Orten stattgefunden habe: hinter hohen Mauern, weit weg von der nicht-jüdischen polnischen Bevölkerung, die nicht involviert gewesen sei.“ Jüngere Forschungsstudien haben aber gezeigt, dass Massenmorde an Jüdinnen und Juden in Polen keineswegs ausschließlich in den Vernichtungslagern stattfanden, so die Forscherin, „sondern fast überall in den von den Deutschen besetzten Gebieten.“

Während der „Aktion Reinhardt“, deren Ziel die Ermordung aller polnischen Jüdinnen und Juden war, wurden im Sommer 1942 in den Niedere Beskiden zwar die meisten jüdischen Frauen, Männer und Kinder in das Vernichtungslager Belzec (nahe der heutigen Grenze zur Ukraine) deportiert. Tausende aber fanden auch in direkter Nähe ihrer Dörfer und Siedlungen den Tod.

TEXT · TILL HEIN

„Über diese Massenerschießungen ist noch viel zu wenig bekannt“, sagt die Kulturosoziologin.

Seit dem Sommer 2021 hat sie die Gedenkstätte bei Tylawa achtmal besucht. Sie wertet Archivquellen aus, führt Interviews mit Zeitzeuginnen und -zeugen. Allein in den Niedere Beskiden stieß sie auf zwölf weitere Denkmäler für jüdische Massengräber. Die Zahl der Erschießungsoffer in jener Region schätzt sie auf mindestens 5000. „Und es gibt in Polen noch Hunderte – wenn nicht gar Tausende – weiterer Massengräber des Holocaust, die kaum jemand wahrnimmt.“

Gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichen polnischen Hochschulen und Wissenschaftsinstituten will Magdalena Saryusz-Wolska das Thema nun systematisch aufarbeiten und eine breite Öffentlichkeit dafür sensibilisieren. Unter anderem sollen digitale Landkarten mit einem Ortsverzeichnis der Massengräber sowie Hintergrundinformationen dazu verfügbar gemacht werden. Auch Führungen für Schulklassen und andere Interessierte sind geplant. Die Forschenden haben für das umfangreiche Projekt bereits Drittmittel in Höhe von 90.000 Euro eingeworben und weitere Fördergelder beantragt.

Doch wie liefen solche Massenerschießungen ab? Die Inschrift der Gedenktafel beim Dorf Tylawa liefert nur einige Eckdaten: „Am 13. August“, „500 Juden aus Dukla und Rymanów getötet“ und: „durch deutsche Hand“. In einer Monografie über den Holocaust im Bezirk Krakau fand Magdalena Saryusz-Wolska ein paar weitere Details: „Am 13. August siedelten die Deutschen die Juden um“, heißt es da. Und: „Nach der Selektion wurden 100–400 Personen in den Wald in der Nähe von Tylawa gebracht und dort erschossen; über 200 Personen wurden für zwei

☞ Hinweisschild zum Denkmal für das Massengrab bei Tylawa in polnischer Sprache: „Jüdisches Grab 500 Meter“. Obwohl es sich um ein jüdisches Grab handelt, wird das christliche Kreuz als Symbol für die „Friedhofsanlage“ genutzt.

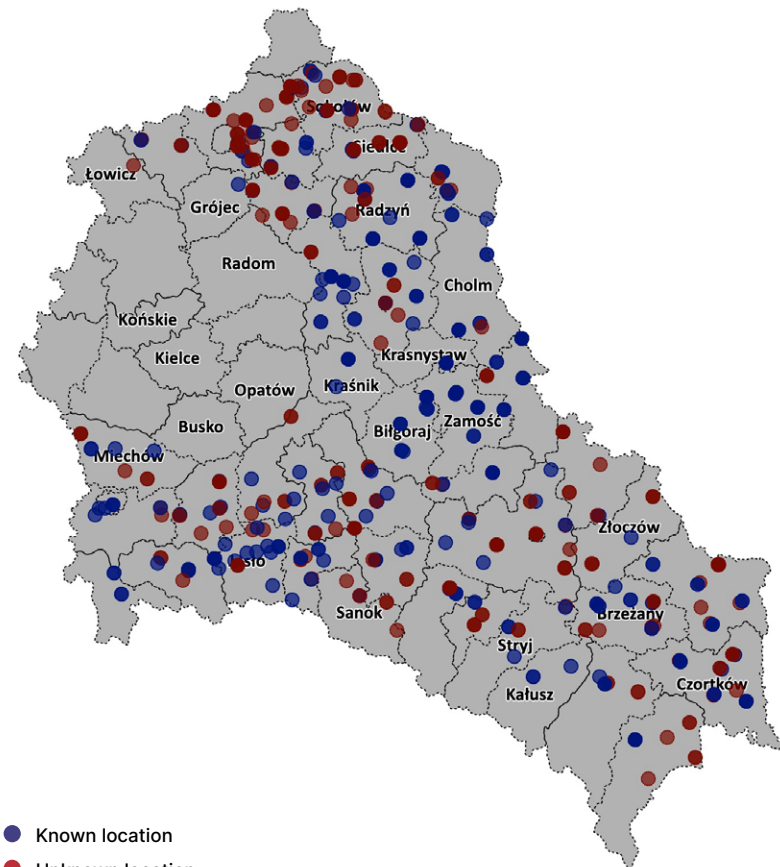
„Nach der Selektion wurden 100–400 Personen in den Wald in der Nähe von Tylawa gebracht und dort erschossen; über 200 Personen wurden für zwei Arbeitslager bestimmt. Die anderen etwa 1600 Personen, wurden nach Belzec deportiert.“

Magdalena Saryusz-Wolska

Arbeitslager bestimmt. Die anderen etwa 1600 Personen, wurden nach Belzec deportiert.“

Der Historiker Dariusz Libionka aus Lublin wiederum schreibt zur „Aktion Reinhardt“ im heutigen Südostpolen: „Das Szenario aller Deportationen war überall gleich: die brutale Konzentration, Selektion und schließlich die Deportation nach Belzec oder in ein Zwangsarbeitslager. (...) Die endgültige Deportation erfolgte nach ein paar Wochen, manchmal nach ein paar Monaten. Die Juden wurden an Ort und Stelle ermordet oder deportiert. (...) Hilfsarbeiten wurden an Feuerwehrleute und den Baudienst delegiert.“ Wahrscheinlich haben also auch Polen – freiwillig oder unter Zwang – unterstützend an den Massenerschießungen mitgewirkt.

Magdalena Saryusz-Wolska und ihr Team fanden zum Beispiel einen Brief des polnischen Bürgermeisters der nahen Stadt Dukla an den Judenrat des lokalen Ghettos. In diesem Schreiben vom 30. Juli 1942 werden die jüdischen Mitmenschen angewiesen, sechs Betten „in sehr gutem Zustand“ mit Bettwäsche, sechs Stühle, zwei Schränke und zwei Waschbecken für „sechs deutsche Gendarmen“ bereitzustellen, die bald anreisen würden. „Offensichtlich mussten die Opfer vor ihrer Erschießung noch die Wohnungseinrichtung für ihre Mörder vorbereiten“, sagt die Wissenschaftlerin.



● Known location
● Unknown location

➤ Beim Gedenkstein, der an den Massensmord bei Tylawa im August 1942 erinnert, legen vereinzelte Besuchende jüdischen oder christlichen Glaubens mitunter auch in jüngster Zeit wieder Blumen oder kleine Steine nieder, oder sie zünden kleine Laterne, die sogenannten „ewigen Lichter“, an.

← Ausschnitt aus der geplanten, noch unvollständigen, Karte der Erschießungsorte sowie der Massengräber des Holocaust im besetzten Polen.

Weshalb aber ließen die deutschen Besatzer nicht alle Jüdinnen und Juden aus der Region in Vernichtungslager deportieren, sondern Tausende gleich vor Ort erschießen? Manche Fachleute vermuten, die schwache Verkehrsinfrastruktur habe den Transport von Menschenmassen erschwert. Landkarten aus den frühen 1940er Jahren zeigen jedoch, dass gerade das Eisenbahnnetz im Bezirk Krakau damals vergleichsweise gut ausgebaut war. Dennoch kam es insbesondere hier häufig zu Massenerschießungen vor Ort.

Über die tatsächlichen Gründe kann auch Magdalena Saryusz-Wolska bisher nur Vermutungen anstellen. „Denkbar erscheint mir zum Beispiel, dass das Töten in den Vernichtungslagern aus Sicht der deutschen Besatzer nicht effizient genug ablief und sie es auf diese Weise beschleunigen wollten“, so die Kulturosoziologin. Außerdem konnten die lokalen NS-Kreishauptleute, wie etwa der für besondere Brutalität gegen Jüdinnen und Juden berüchtigte Bonner Jurist Walter Gentz, viele Dinge eigenmächtig entscheiden. „Vielleicht war es manchen ein Anliegen, möglichst nah dabei zu sein, wenn Gebiete ‚judenfrei‘ gemacht wurden.“ Recherchen ergaben zudem, dass die Täter bei solchen Massenerschießungen meist keine SS-Leute waren, die kamen und gingen, sondern lokale Besatzer, allen voran die Gestapo, die Schutzpolizei und die Grenzpolizei. Männer also, die oft seit 1939 vor Ort stationiert waren und ihre Opfer namentlich kannten.

Die Form des Denkmals – ein Rechteck von 25 mal fünf Metern – lässt vermuten, dass es die Grube mit den Leichen überdeckt. Und theoretisch können in einer Vertiefung mit diesen Maßen in der Tat bis zu 100 Tote „in einer Schicht“ Platz finden, ergaben physikalische Berechnungen. Vielleicht also mussten sich die Opfer eng nebeneinander auf den Boden der Grube legen, wurden dort erschossen – und anschließend kam die nächste Gruppe an die Reihe. Um insgesamt gut 500 Leichen – die Zahl der Opfer bei Tylawa – fassen zu können, müsste die Grube dann bis zu zehn Schichten von Leichen enthalten.

Vieles spricht gegen dieses Szenario: Zeitzeugen berichteten, dass die Opfer im August 1942 gezwungen wurden, einzeln auf ein Holzbrett zu treten, dass wie eine schmale Brücke über die Grube gelegt worden war. Nach dem tödlichen Schuss stürzten sie von dort hinab. Zudem ist es unwahrscheinlich, dass die Mulde mehrere Meter tief war. Im sumpfigen Boden wäre sie sonst schnell instabil geworden. Magdalena Saryusz-Wolska vermutet daher inzwischen, dass das eigentliche Massengrab deutlich geräumiger gewesen sein muss.



„Denkbar erscheint mir zum Beispiel, dass das Töten in den Vernichtungslagern aus Sicht der deutschen Besatzer nicht effizient genug ablief und sie es auf diese Weise beschleunigen wollten“

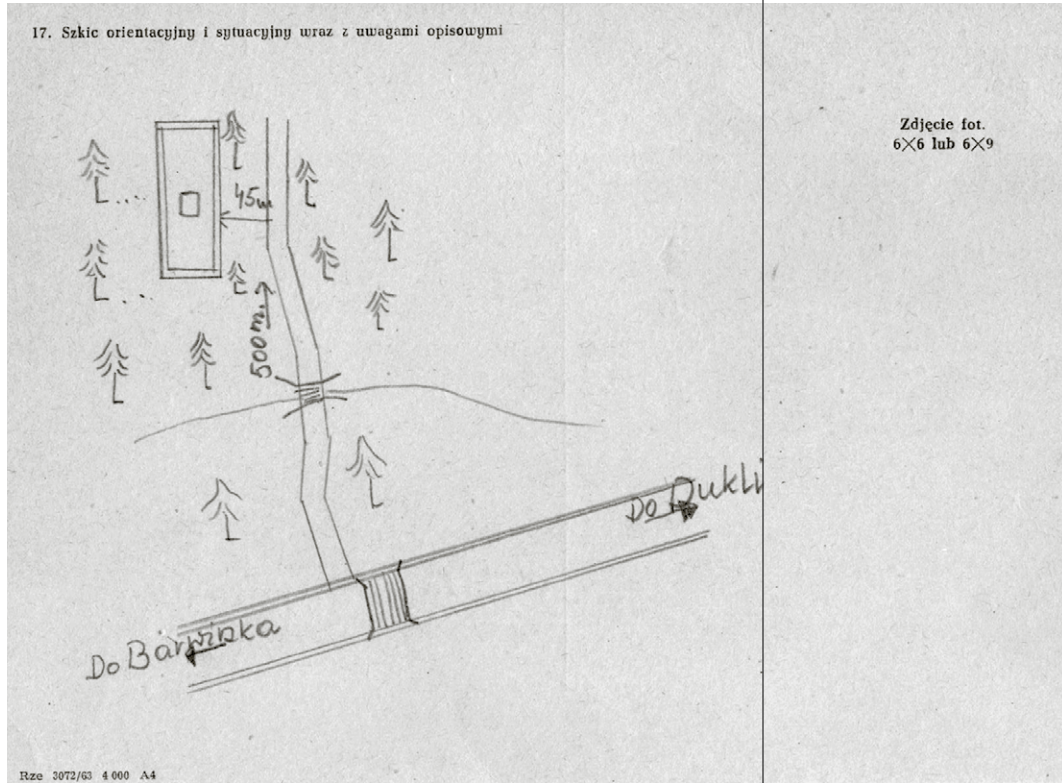
Magdalena Saryusz-Wolska



Das Forschungsteam interessiert sich auch für die Jahrzehnte nach den Massenerschießungen: Wie wird und wurde in Polen an die Verbrechen erinnert? Und wer engagiert sich in dem Bereich? Auch diese Fragen lassen sich nicht leicht beantworten. Immerhin: Auf der Gedenktafel bei Tylawa steht zu lesen, dass das Denkmal vom Jüdischen Komitee Dukla gestiftet wurde. Und obwohl nicht erwähnt wird, wann es errichtet wurde, deutet vieles darauf hin, dass es sich um ein frühes Nachkriegsdenkmal handeln muss – schon weil bereits Anfang der 1950er Jahre die letzten Menschen jüdischen Glaubens aus jener Region abwanderten und sich solche Komitees auflösten.

An der Rückseite der Tafel entdeckten die Forschenden zudem Reste einer früheren Inschrift. „Offensichtlich wurde das Monument aus einem ehemaligen Grabstein hergestellt“ so Saryusz-Wolska. Ein Hinweis auf knappe Ressourcen – was insbesondere für die Nachkriegszeit typisch wäre. Und der recycelte Gedenkstein ist kein Einzelfall: Saryusz-Wolska stieß bei ihren Recherchen bei mindesten vier weiteren Massengräbern auf diese Praxis. Gesichert scheint inzwischen: Am 9. November 1948 gründeten sieben Überlebende aus Dukla das Jüdische Komitee, und das Denkmal wurde kurz nach diesem Treffen errichtet.

Magdalena Saryusz-Wolska machte eine weitere Entdeckung: Wahrscheinlich wurden die Leichen bei Tylawa kurz nach dem Krieg exhumiert. Eine handschriftliche Tabelle aus dem Jahr 1948, die die Forscherin in einem lokalen Archiv fand, verzeichnet unweit dieser Ortschaft jedenfalls zwei Massengräber mit insgesamt 522 Leichen und dem Hinweis: „zur Exhumierung“. Das macht die Detektivarbeiten zu den Hintergründen des Denkmals noch komplizierter – und bedeutender.



↖ Mitglieder des Forschungsteams bei Arbeiten an dem Massengrab in Halbów, wo am 7. Juli 1942 deutsche Polizisten über 1200 Jüdinnen und Juden erschossen.

← Lediglich diese grobe Skizze aus dem Jahr 1963 verweist beim Polnischen Amt für Denkmalpflege bisher auf den Standort des Monuments zur Erinnerung an die Massenerschießung bei Tylawa.

The Ends of War

Ein Bericht des Polnischen Rates für die Erhaltung der Denkmäler der Kämpfe und des Martyriums hält fest, dass zwischen 1947 und 1960 insgesamt etwa 2,5 Millionen Leichen von Kriegsoffern exhumiert wurden. „Dabei ging es nicht zuletzt um Hygienemaßnahmen“, sagt die Kultursociologin. „Bei Kriegsende war Polen ja ein von Leichen gepflastertes Land. Oft nur notdürftig verscharrt, verwesten die Toten – und wurden für die Bevölkerung zu einem Gesundheitsrisiko.“ Sogar Schulklassen und Pfadfinderorganisationen mussten damals mithelfen, unzählige Leichen auszugraben und neu zu bestatten.

Seither haben sich nur mehr Einzelpersonen um die Erinnerung an die Massengräber des Holocaust gekümmert, ergaben die bisherigen Recherchen des Teams um Magdalena Saryusz-Wolska. „In jüngster Zeit aber keimt wieder etwas mehr Interesse auf“, sagt sie. Auch das Straßenschild, dass die Kultursociologin im Sommer 2021 zum Denkmal bei Tylawa geführt hat, war erst wenige Jahre zuvor aufgestellt worden. „Eine Mitarbeiterin des lokalen Gemeindeamts hatte sich dafür stark gemacht“, erzählt Magdalena Saryusz-Wolska. „Und nur dank der Mitwirkung solch engagierter Leute ist auch unser Forschungsprojekt überhaupt möglich.“



Magdalena Saryusz-Wolska ist Soziologin und Kulturwissenschaftlerin. Sie lehrt und forscht als Direktorin des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Warschau und als Professorin am Institut für Zeitgenössische Kultur an der Universität Łódź. Ihr Forschungsschwerpunkt ist das kulturelle Gedächtnis in Polen und Deutschland.



MEHR ZUM PROJEKT „MASSENGRÄBER DES HOLOCAUST“ UNTER: WWW.TINYURL.COM/DHIWARSCHAU-MASSENGRAEBER

Gewinner und Verlierer? Großbritannien und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg



Wie formen historische Narrative und Erinnerungen unser Verständnis von nationaler Identität und kollektivem Gedächtnis? Am 18. Februar 2025 werden Lucy Noakes (University of Essex) und Frank Trentmann (Birkbeck) gemeinsam am Deutschen Historischen Institut in London diskutieren, wie der Zweite Weltkrieg Deutschland und Großbritannien nach 1945 geprägt hat. Wir haben die beiden gebeten, uns vorab einen kleinen Einblick in die Themen des Abends zu geben.

Wie unterschieden sich die deutschen und britischen Erfahrungen mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs?

Frank Trentmann: Die Briten feiern 1945 nicht nur den Sieg über das faschistische Nazi-Deutschland, sondern auch die Solidarität während des gemeinsam geführten „people's war“ und die dafür erbrachten Opfer. Im Nachkriegsdeutschland sind die Meinungen, wie das Land selbst, gespalten. Die meisten Westdeutschen sehen sich als Opfer einer Niederlage. Die Frage nach der eigenen Schuld geht schnell in Scham, Trotz und Verdrängung über. In der sowjetisch besetzten Zone und der späteren DDR dagegen sieht sich die kommunistische Führung als Sieger, der mithalf, das Land vom Faschismus zu befreien.

↪ Zahlreiche Menschen sind am 8. Mai 1945 auf Londons Straßen unterwegs, um Churchills Siegesrede zu hören und den VE-Day zu feiern.

Lucy Noakes: Sowohl Großbritannien als auch Deutschland erlebten das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa in einem längeren Prozess, der sich eher über Wochen oder Monate als über Tage hinzog. Die meisten Deutschen versuchten einfach so gut wie möglich zu überleben, während sich der Krieg seinem Ende zuneigte. Sie flohen vor der sowjetischen Armee, vernichteten Beweise für Kriegsverbrechen oder warteten zu Hause still auf die Bestätigung, dass das Naziregime endgültig zusammengebrochen war. In Großbritannien zeigen die von der Sozialforschungseinrichtung Mass Observation gesammelten Tagebücher und Lebensberichte ein komplexes Bild. Die meisten Menschen rechneten schon seit mindestens einer Woche vor dem „Victory in Europe Day“ (VE-Day) mit der offiziellen Siegeserklärung; als sie schließlich verkündet wurde, waren die Straßenfeste und Feiern, die im kulturellen Gedächtnis an das Ereignis dominieren, für viele von einem Gefühl der „Leere“ oder Enttäuschung begleitet. Viele sorgten sich auch davor, wie die Nachkriegswelt aussehen könnte. Die Umrisse des Kalten Krieges zeichneten sich bereits ab, als die Alliierten gegen Hitlers letzte Hochburgen vorrückten.



Welche Rolle spielen die jeweiligen Erinnerungskulturen für die Art und Weise, wie die beiden Länder ihre Identität nach dem Krieg neu definiert haben?

Frank Trentmann: Verglichen mit den großen Umbrüchen in der deutschen Erinnerungskultur, ist die britische von vergleichsweise hoher Kontinuität gekennzeichnet. Der Zweite Weltkrieg ist weiterhin eine Quelle von Stolz und Patriotismus und bedient ein gewisses heroisches Selbstverständnis als Großmacht, die vor Militäreinsätzen im Ausland nicht zurückschreckt. Die Erinnerung an den Krieg begünstigt meist ein insulares Selbstbild, zumindest was das offizielle und populäre Geschichtsbild betrifft. Dass der Krieg gegen Hitler-Deutschland auch ein imperialer Krieg war, wird leicht vergessen, ebenso wie koloniale Gewalt. In Westdeutschland wird die Erinnerung an die eigentlichen Opfer nach 1945 zunehmend von dem Gedenken an die eigenen Soldaten und Zivilopfer überlagert. Bereits in den 1950er und 1960er Jahren gibt es aber immer wieder Gegenstimmen, die den 8. Mai 1945 als Befreiung und nicht als Niederlage erkennen wollen. Neben Volkstrauertag und offiziellem Gedenken wird die Erinnerung in der Zivilgesellschaft

zunehmend hinterfragt und umkämpft. Das Motiv der Befreiung wird allerdings erst mit der Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Jahr 1985 zur offiziellen Position. Die Wiedervereinigung hinterlässt dann eine gesplante Erinnerungskultur, in der auf der einen Seite jüdische Opfer, auf der anderen Seite kommunistische Opfer und die der Roten Armee im Vordergrund stehen. In der britischen Öffentlichkeit gibt es ‚Erinnerungskriege‘ zu Kolonialismus und Sklaverei, aber diese haben bisher nicht zu einer vergleichbaren Wandlung des Bildes vom Zweiten Weltkrieg in der britischen Erinnerungskultur geführt.

↖ Berlin im Juli 1945: Die deutsche Hauptstadt zwei Monate nach Kriegsende, hier Ecke Potsdamer / (alte) Linkstrasse.

„Die Wiedervereinigung hinterlässt dann eine gesplante Erinnerungskultur, in der auf der einen Seite jüdische Opfer, auf der anderen Seite kommunistische Opfer und die der Roten Armee im Vordergrund stehen.“

Frank Trentmann

Lucy Noakes: Während sich die britische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg um Verlust, Trauer und Leid dreht, sind die Erinnerungskulturen, die das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg prägen, weitaus feierlicher: Waren die Veteranen des Ersten Weltkriegs Opfer, so sind die Veteranen des Zweiten Weltkrieges (Zivilisten wie Militärs) Sieger. Der Krieg, der auch nach 80 Jahren noch gemeinhin einfach als „the war“ bezeichnet wird, wird weithin als Großbritanniens „finest hour“ („beste Stunde“) in Erinnerung behalten und gefeiert, als eine Zeit, in der Großbritannien sein wahres Selbst fand und die Spaltungen der 1930er Jahre überwand. Man stand zusammen und trat dem Nationalsozialismus mit Optimismus, Einfallsreichtum und Integrität entgegen. Aber das Erinnern schließt auch das Vergessen ein: Arbeitskräfte und Soldaten aus vielen verschiedenen Ländern, Traumata und der Niedergang Großbritanniens auf der Weltbühne sind für diese Erinnerung bestenfalls nebensächlich. Vor diesem Hintergrund konnten in den letzten Jahren rechte Populisten auf den Topos der „finest hour“ („besten Stunde“) zurückgreifen, um ein erneut mächtiges Großbritannien, allein und außerhalb Europas, zu imaginieren.



Lucy Noakes, Professorin für Geschichte an der University of Essex, forscht zur Sozial- und Kulturgeschichte Großbritanniens zu Beginn bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Seit November 2024 ist sie Präsidentin der Royal Historical Society.



Frank Trentmann, Professor für Geschichte am Birkbeck College, University of London und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des DHI London, arbeitet zur Geschichte des modernen Großbritanniens, Deutschlands und der Welt.



„WINNERS AND LOSERS? BRITAIN AND GERMANY AFTER THE SECOND WORLD WAR“: GHIL LECTURE IM RAHMEN DER MWS-REIHE „THE ENDS OF WAR“ 18.02.2024 | DHI LONDON | VOR ORT + ONLINE

Wo der Zweite Weltkrieg einfach nicht endet

Bis 1945 waren Nazi-Deutschland und Japan Verbündete im Zweiten Weltkrieg. Aber während sich Deutschland danach weitgehend mit seinen Nachbarn aussöhnen konnte, bleiben die regionalen Beziehungen in Ostasien angespannt. Das hat auch damit zu tun, dass man sich bis heute kaum über eine gemeinsame Geschichtsschreibung einig ist.

Ruhig sitzt sie da, die Hände auf den Schoß gelegt, einen zurückhaltenden Blick, leicht zerzaustes Haar. Neben dieser jungen Frau aus Bronze steht ein ebenso bronzener, freier Stuhl – stellvertretend für Einsamkeit und leere Versprechen, die dieser und vielen anderen jungen Frauen gemacht wurden, als sie ihre Heimat verlassen mussten. Dieses Mahnmal, genannt „Friedensstatue“, ist an mehreren Orten der Welt errichtet worden, neben Südkorea unter anderem auch in den USA, Australien, Italien und im Jahr 2020 auch in Berlin.

Doch immer wieder sorgt sie für Streit. Auf der Seite trostfrauen.de vom Korea-Verband, der die Statue in Berlin aufgestellt hat, heißt es zur Bedeutung des Mahnmals: „Die Friedensstatue verkörpert das Bild einer jungen Frau in traditionellen Gewändern, um an die bis zu 200.000 Frauen zu erinnern, die während des Zweiten Weltkriegs gefangen und zur Arbeit als Sexsklavinnen für japanische Soldaten gezwungen wurden.“

Die „Friedensstatue“ dient damit als Hinweis auf japanische Kriegsverbrechen während des Zweiten Weltkriegs, als das Japanische Kaiserreich in Asien brutale Eroberungsfeldzüge führte. Doch Staatsvertreter aus Japan sind mit dem Denkmal nicht einverstanden. Wo immer sie aufgestellt wird, setzt sich die japanische Botschaft dafür ein, dass sie schnellstmöglich wieder entfernt werde. Denn die Bronzefrau stelle die Geschichte einseitig dar.

TEXT · FELIX LIL

Japan und Südkorea: Der ewige Trostfrauenstreit Bald 80 Jahre ist es her, dass der Zweite Weltkrieg zu Ende ging. Aber während in Europa eine Aussöhnung weitgehend gelang und gar in eine beispiellose politische Integration in Form der EU mündete, bleiben sich die Staaten Ostasiens in vielen Fragen um die Vergangenheit uneins. Aus der in Deutschland heute etablierten Perspektive einer „Täternation“ scheint vor allem die japanische Position unverständlich: Warum hat Tokyo ein Problem damit, dass die „Friedensstatue“ an japanische Gräueltaten erinnert?

Fragen wie diese bilden den Schwerpunkt der Arbeit von Torsten Weber, der seit 2013 am Deutschen Institut für Japanstudien in Tokyo forscht. Der Historiker hat sich auf die Themen „Geschichtspolitik und Erinnerungskultur in Ostasien“ spezialisiert, hier vor allem mit Blick auf Japan und China sowie Südkorea – wobei ihm gerade im Vergleich zum in Europa dominanten Umgang immer wieder grundlegende Unterschiede auffallen. „Vom Ideal der Aussöhnung ist man in Ostasien noch weit entfernt“, so Weber.

Kein gemeinsames Geschichtsverständnis Dafür fehle es schon an einer Grundvoraussetzung: Einem gemeinsamen Verständnis davon, was wie geschehen ist. Zwischen Japan und Südkorea ist der Umgang mit den „Trostfrauen“



➤ Eine Statue von John Rabe, der auch als „Chinas Schindler“ gilt, in der Nanking-Massaker-Gedenkstätte.



werden soll, das wohl heikelste Beispiel. In Japan haben Forschende bereits vor Jahrzehnten die Beteiligung des Staates an dem Zwangssystem der sexuellen Ausbeutung für das japanische Militär belegt. Dennoch ist die Meinung weit verbreitet, bei den Trostfrauen habe es sich zu wesentlichen Teilen nicht um Sexsklaverei gehandelt, sondern um freiwillige Prostitution gegen angemessene Bezahlung. Zudem wird die Opferzahl von 200.000 in Frage gestellt.

Auf dieser Grundlage werden aus beiden Ländern immer wieder Vorwürfe gegen die je andere Seite hörbar. „Japans Nationalisten sind bis heute der Auffassung, dass Japans Imperialismus, der mit der de facto Kapitulation im August 1945 endete, auch ein selbstloser Kampf zur Befreiung Asiens vom westlichen Imperialismus darstellte“, so Weber. „Diese Auffassung ist auch in der regierenden Liberaldemokratischen Partei nicht unpopulär.“

„Geschichtskriege“ als Stimmungsmache Ein Vorwurf aus Japan: In Südkorea wolle man nur weitere Entschädigungszahlungen, die Japan aber längst geleistet habe. Im Jahr 1965, als Japan und die Republik Korea nach dem Zweiten Weltkrieg diplomatische Beziehungen aufnahmen, sollte ein Vertrag, der auch Entschädigungen vorsah, alles Geschehene abgelenken. Nur gingen erst in den 1990er Jahre die ersten koreanischen Opfer an die Öffentlichkeit. Seitdem kämpfen vor allem koreanische Interessenverbände im In- und Ausland darum, das Leid der „Trostfrauen“ zu dokumentieren und an sie zu erinnern.

Dies wiederum befeuert in Japan die Auffassung, Südkorea nutze die Vergangenheit, um anti-japanische Ressentiments zu schüren. Dokumentieren lässt sich dies in Webers Analysen des Magazins ‚Sapio‘, das wäh-

rend der gesamten Heisei-Zeit (1989–2019) erschien und mit Auflagen von bis zu 200.000 Exemplaren zu den weitverbreitetsten Monatszeitschriften Japans gehörte. „Die ‚Sapio‘ etablierte bereits 2014 den Begriff ‚Geschichtskriege‘, um die aus ihrer Sicht unberechtigten historischen Vorwürfe aus China und Südkorea gegenüber Japan zu diskreditieren“, sagt Weber. „China und Südkorea werden dort als unzivilisiert und japanfeindlich dargestellt.“ Mit Hilfe einer Makrodatenanalyse aller Ausgaben versucht Weber herauszufinden, wann und weshalb sich die Sapio von einem Boulevardblatt zu einem führenden Akteur in der nationalistischen Geschichtspolitik Japans wandelte.

Keine gemeinsame Erinnerungskultur Darstellungen wie jene in der ‚Sapio‘ gelten unter Historikerinnen und Historikern, die sich der Aggressionen durch den japanischen Staat bewusst sind, als extrem. Und das Meinungsspektrum in Japan zum Umgang mit der eigenen Vergangenheit ist breit. Aber eben weil in der öffentlichen Diskussion auf nationaler wie internationaler Ebene Uneinigkeit herrscht, fehlt es auch an einer gemeinsamen Erinnerungskultur. „In Japan wäre es quasi politischer Selbstmord, wenn ein amtierender Politiker ein Denkmal wie die Friedensstatue besuchen würde“, schätzt Weber.



Wobei diejenigen in Japan, die sich von der Installation der „Friedensstatuen“ provoziert fühlen, auch einen Punkt haben. Japans Regierung kritisiert, hier werde ein bilateraler Konflikt in Drittländer exportiert und ähnliche Verbrechen des koreanischen Militärs, etwa während des Vietnam-Krieges, würden verschwiegen. Die Bürgerinitiativen, die diese Denkmäler aufstellen, entgegnen, die „Friedensstatue“ stehe für sexuellen Missbrauch weltweit. Die Plakette neben der Statue sowie die traditionell koreanische Tracht, die das Mädchen trägt, lassen aber einen Fokus auf Japan als Täter und Korea als Opfer erkennen.

„Geschichte im Allgemeinen und insbesondere das Erbe des japanischen Imperialismus wird von beiden Seiten stark politisiert und steht daher einer Aussöhnung eher im Weg“, so Torsten Weber. Dies ist auch eine Einschätzung, zu der der Historiker mit Blick auf China gelangt. Anders als Japan und Südkorea, wo Medien und Wissenschaft weitgehend vom Staat unabhängig agieren

können, duldet China keine von der offiziellen Geschichtssicht abweichenden Narrative. „Seit Beginn der Kampagnen zur ‚patriotischen Erziehung‘ in den 1990er Jahren ist die Geschichtsschreibung Chinas zusehends nationalistisch und anti-japanisch ausgerichtet.“

↑ Die Zeitschrift Sapio gilt als ein Leitmedium des populären Geschichtsrevisionismus in Japan.

↖ Das John-Rabe-Haus, das heute eine Museums- und Bildungsstätte ist und sich auf dem Campus der Universität Nanking befindet.

← Die „Friedensstatue“, wie sie an mehreren Orten der Welt aufgestellt worden ist, so auch ab 2020 in Berlin-Moabit.



„Geschichte im Allgemeinen und insbesondere das Erbe des japanischen Imperialismus wird von beiden Seiten stark politisiert und steht daher einer Aussöhnung eher im Weg.“

Torsten Weber

China schwärmt für deutschen Handelsvertreter
Ein Ort, wo man dies besonders deutlich erkennt, ist Nanking. Die damalige Hauptstadt Chinas wurde im Dezember 1937 vom japanischen Militär eingenommen. In der Folge richteten japanische Soldaten hier ein mehrwöchiges Massaker auch unter der Zivilbevölkerung an. Einer derer, die sich schon im Vorfeld um Schlichtung bemühten, war der deutsche Handelsvertreter John Rabe. Der Siemens-Mitarbeiter versuchte zwischen den chinesischen Militärs und den japanischen Besatzern zu vermitteln, um eine humanitäre Schutzzone zu errichten.

Rabes Tagebücher – in den 1990ern ein Sensationsfund für die Geschichtswissenschaft – dokumentieren allerdings nicht nur die Grausamkeit der Japaner. „Rabe gab auch dem chinesischen Militär eine Mitschuld am Ausmaß des Massakers“, betont Weber. „Rabe bewertete die Lage so, dass die chinesischen Offiziellen bei der Evakuierung hätten helfen müssen. Stattdessen seien aber nur diejenigen geflohen, die die finanziellen Mittel hatten.“ Das Militär habe sich zudem geweigert, Rabes Vorschlag einer Schutzzone zuzustimmen.

Wer die Nanking-Massaker-Gedenkstätte oder das Museum des John-Rabe-Hauses besucht, das sich auf dem Campus der Universität Nanking befindet, wird von diesen Details nichts lesen. Stattdessen wird der „Schindler von China“, wie Rabe seit dem Fund der Tagebücher immer wieder genannt worden ist, ausschließlich als Kronzeuge der offiziellen chinesischen Sicht dargestellt. Zudem ist in China von 300.000 Opfern des Nanking-Massakers die Rede. „In der Geschichtswissenschaft gilt 150.000 als plausible maximale Zahl“, so Torsten Weber. Auf seinem Forschungsblog dokumentiert er sein Projekt, für das er die teilweise veröffentlichten und übersetzten Tagebücher mit den zwei Originalversionen vergleicht, die Rabe vor Ort in Nanking und nach seiner Rückkehr in Berlin verfasst hatte.

Hinkende Vergleiche mit Deutschland Auch zwischen Japan und China lässt sich insofern die Tendenz beobachten, dass jene Vergehen, die man in Japans nationalistischem Lager eher herunterspielt, im Land der Opfer betont oder gar nationalistisch genutzt werden. Iris Chang, eine amerikanische Schriftstellerin mit chinesischen Wurzeln, hat in ihrem Bestseller „The Rape of Nanking“ das Nanking-Massaker mit dem Holocaust verglichen und in Bezug auf eine teils mangelnde japanische Aufarbeitung Deutschland als Vorbild betont: Dort habe man sich – im Gegensatz zu Japan – der Vergangenheit gestellt, seine Schuld bekannt.

„Der Vergleich bietet sich natürlich an, ist aber leider oft zu simplistisch“, sagt Torsten Weber. Zwar einten das Deutsche und das Japanische Reich Invasionskriege und Faschismus. Einen Genozid habe Japan allerdings nicht geplant. Zudem sei Japan zwar zweifellos eine Täternation, erlitt aber durch die Atombombenabwürfe der USA über Hiroshima und Nagasaki auch historisch beispiellose Angriffe. Dies begünstige in Japan Opferdarstellungen, für die es in Deutschland wenig Raum gebe.

Hinzu kommt, dass das heutige Deutschland das Glück hat, von Nachbarn umgeben zu sein, wo Regierungen und Zivilgesellschaft vor allem nach vorne schauen. Doch während in Ostasien auf staatlicher Ebene ein Drang nach Aussöhnung oft fehlt, zeigt sich diese immerhin teilweise in der Zivilgesellschaft, wie bei Besuchen von japanisch-chinesischen Freundschaftsvereinen in Nanking. Auch Yukio Hatoyama, der Japan von 2009 bis 2010 als Premierminister regierte, besuchte die Gedenkstätte des Nanking-Massakers in China – allerdings erst 2013, als Privatperson und als er kein Amt mehr verlieren konnte.

☞ „Lang lebe der Sieg des Widerstands des chinesischen Volkes gegen Japan“, heißt es auf einem Werbebanner in Peking zum 70-jährigen Jubiläum des Endes des Zweiten Weltkriegs.



Torsten Weber studierte Geschichte und Publizistikwissenschaft in Mainz, Shanghai und London. Er wurde 2012 an der Universität Heidelberg mit einer Arbeit zu Asienkursen und Pan-Asianismus im 20. Jahrhundert promoviert. Seine Dissertation wurde 2014 mit dem Jade-Preis ausgezeichnet. Seit 2013 arbeitet er am Deutschen Institut für Japanstudien in Tokyo. Aktuelle Projekte untersuchen Probleme der Geschichtspolitik und Erinnerungskultur in Ostasien sowie das Nankinger Kriegstagebuch John Rabes, zu dem er den Forschungsblog rabadaries.hypotheses.org betreibt.



MEHR ZUM PROJEKT „JOHN RABE'S NANJING DIARIES“ AUF DEM FORSCHUNGS-BLOG: RABEDIARIES.HYPOTHESES.ORG

Trauer um Andreas Hilger

Ein Rückblick auf sein Wirken in der Max Weber Stiftung



Andreas Hilger war für die Max Weber Stiftung tätig, seit er 2016 die Leitung des am DHI Moskau kuratierten deutsch-russischen Forschungsprojekts „Sowjetische und deutsche Kriegsgefangene und Internierte“ übernahm. Ab 2019 war er stellvertretender Direktor des DHI Moskau und wechselte Anfang 2024 in der gleichen Funktion zum neu gegründeten Max Weber Netzwerk Osteuropa.

Er war ein außergewöhnlich produktiver wie auch vielseitiger Historiker: Sein Studium in Köln schloss Andreas Hilger 1998 mit einer Dissertation zum Thema „Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion 1946–1951“ ab. In seiner Habilitation zu den sowjetisch-indischen Beziehungen im Kalten Krieg hingegen nahm er die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Globalen Süden in den Blick. Neben der Geschichte der Sowjetunion und Südasiens gehörten auch die deutsche Geschichte zu seinen Arbeitsgebieten, wobei sein thematisches Spektrum sich von der Aufarbeitung von NS-Verbrechen bis zum Bundesnachrichtendienst erstreckte. Die Auseinandersetzung mit internationalen und globalen Verflechtungs- und Entflechtungsprozessen zog sich als ein roter Faden durch sein Werk: Im Mittelpunkt seines letzten Projektes standen Peacekeeping-Unternehmungen und -Ansätze im postsowjetischen Raum – insbesondere im Kaukasus.

Diese vielseitige wissenschaftliche Ausrichtung, aber auch seine umfangreichen Erfahrungen in der Organisation internationaler Forschung prädestinierten Andreas Hilger für die Leitung des im Herbst 2023 eröffneten Büros Georgien, das zum ersten Standort des Netzwerks Osteuropa werden sollte. In der wenigen Zeit, die ihm dort blieb, entwickelte er ein anspruchsvolles epochenübergreifendes wissenschaftliches Programm sowie eine rege Veranstaltungstätigkeit und baute enge Kooperationen mit Partnern in der Region auf.

Am 15. Juni 2024 ist Andreas Hilger unerwartet in Tbilisi verstorben. Die Kolleg*innen, die in seinen letzten Tagen mit ihm sprachen, erlebten ihn guter Dinge, voller Zuversicht und Pläne für die Zukunft. Seine Tatkraft, seine Freundlichkeit, sein ironischer Humor und seine Hilfsbereitschaft werden schmerzlich fehlen. Die Mitarbeiter*innen des Max Weber Netzwerks Osteuropa bleiben ihm als Kollegen und Freund in großer Dankbarkeit verbunden.



Das leere Album

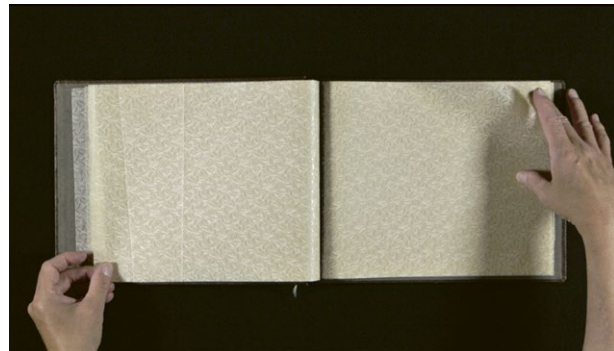
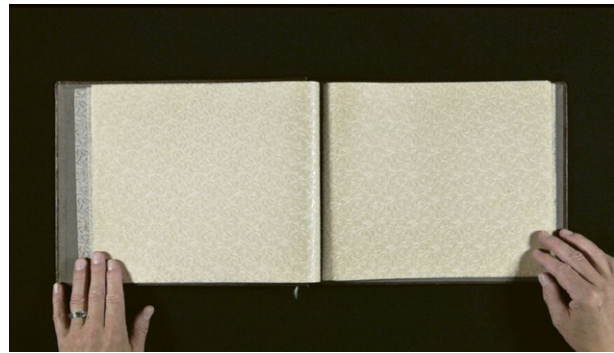
Das Deutsche Forum für Kunstgeschichte (DFK) plant eine Tagung zu den Fotografien von Angehörigen der deutschen Wehrmacht und deren Nachleben 80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges. An der von DFK-Direktor Peter Geimer zusammen mit der Historikerin Elissa Mailänder (SciencesPo, Paris und Centre Marc Bloch, Berlin) konzipierten Veranstaltung nehmen sowohl Forschende als auch Künstlerinnen und Künstler teil. Einer von ihnen ist Arno Gisinger, der sich mit den Erinnerungsbildern seines Vaters aus jener Zeit auseinandersetzt. Für Ausstellungen vergrößerte der Fotograf Ausschnitte der Albumseiten und montierte die Fragmente zu einer weiteren, neuen Erzählung zusammen.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Eigentlich klar, was dieser Satz sagen soll, nämlich, dass Bilder etwas zeigen, was nicht in Worte zu fassen ist. Darf man sich mit dieser Feststellung zufriedengeben? Kunstgeschichte als moderne Bildwissenschaft setzt an dieser Stelle an und befasst sich mit dem, was angeblich nicht gesagt werden kann. Um dem Rätsel der Bilder, ihren kulturellen Prägungen und historischen Kontexten, aber auch ihrer Wirkungsmacht nachzugehen, ist die Kriegsfotografie zu einem produktiven Feld interdisziplinärer Forschung geworden. Zentral ist dabei nicht so sehr die Frage, was dargestellt ist, sondern warum und wie das Motiv in den Blick genommen wurde – und was, aus welchen Gründen nicht gezeigt wurde.

Was sehen wir? Ein junger Mann vor der Akropolis, am Mittelmeer, auf Skiern im Schnee. Er ist Österreicher und nach dem Anschluss an das Deutsche Reich 1938 bei der Gebirgs-Division der Deutschen Wehrmacht. Die Aufnahmen zeigen ihn in Badehose, im weißen Tarnanzug und – in Uniform. Wenig deutet auf die Schrecken des Krieges hin. Es könnte auch eine Übung sein, wie die Männer da mit dem Gewehr in der Hand auf einer Anhöhe liegen. Ansonsten Land und Leute, alte Männer in traditioneller Kleidung, ein griechisch-orthodoxer Pope, Frauen mit Schürze, die vor einem Haus posieren, Kinder, die Soldaten die Stiefel putzen. Allein die zerstört im Fluss liegende Brücke lässt auf Kriegshandlungen schließen.

Der Vater erzählt dem Sohn anhand dieser Bilder von seinen Erlebnissen im Krieg, die zugleich seine erste Reise ins Ausland darstellen. Nun ist der junge Gebirgsjäger alt. Sein Sohn studiert Geschichte und stellt Fragen über Nationalsozialismus und Krieg. Sie blättern die Klarsichtfolien des Ringbuchs durch – an langen Abenden und oftmals auch am Sonntagvormittag vor dem Mittagessen. Der Vater stirbt und der Sohn erbt dieses Album, das er Jahrzehnte später „Atlas“ nennen wird. Denn versteckt in einer Schachtel kam das ursprüngliche Album zum Vorschein, ein Querformat, in braunem Leder gebunden, mit Reichsadler und abgebrochenem Hakenkreuz und dem Aufdruck „Aus meiner Dienstzeit“. Es ist leer.

Die Banalität der Bilder Arno Gisinger setzte sich erst Jahrzehnte später als Künstler mit den Alben seines Vaters auseinander. In seiner Videoarbeit „ALBUM / ATLAS double projection“ brachte er das leere und das gefüllte Fotoalbum zueinander in ein Verhältnis. Für das Video blätterte er langsam Seite für Seite um, die leeren und die bebilderten Seiten. Das alte Album zeigt nichts weiter als dünne Pergamentseiten mit Spinnennetz-Muster. Die Kartonseiten sind entfernt worden und womöglich für das neue Album, ein Hochformat, verwendet worden. Leerstellen hier und dort. „Die Banalität dieser einfachen Souvenir-Bilder von damals steht in verstörendem Kontrast zum historischen Wissen unserer Zeit“, resümiert Arno Gisinger. „Sie verkörpern ein Nichtwissen und transportieren eine Form von politischer Naivität.“



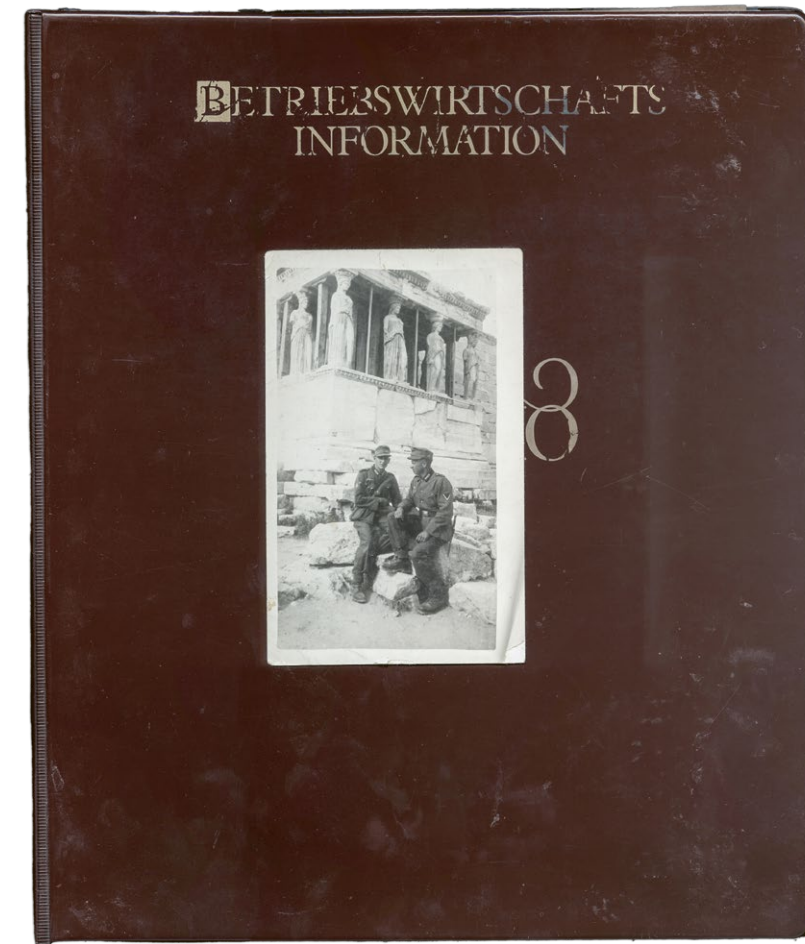
„Wir alle fragen uns, wo sind die Horrorbilder? Gibt es sie? Was hat mein Vater erlebt, was hat er getan? Die Frage des Fehlenden, des Abwesenden spielt eine wichtige Rolle. Das leere Album ist für mich eine große formgebende Metapher.“

Arno Gisinger

Gisinger versteht das Ringbuch-Album seines Vaters als späte Verarbeitung seiner Zeit als Soldat. Die bei Alben dieser Art in der Regel eingehaltene Chronologie spielt keine Rolle, herausgearbeitet sind die Etappen seiner Reise: Griechenland, Bulgarien, Finnland. Der Krieg wird zu einer Abenteuerfahrt. Für die Nachfahren sind solche Alben oftmals Anlass, sich mit der Geschichte ihrer Väter und Großväter zu befassen. Arno Gisinger: „Wir alle fragen uns, wo sind die Horrorbilder? Gibt es sie? Was hat mein Vater erlebt, was hat er getan? Die Frage des Fehlenden, des Abwesenden spielt eine wichtige Rolle. Das leere Album ist für mich eine große formgebende Metapher.“

↖ Arno Gisinger, ALBUM / ATLAS Double Projection (2023).

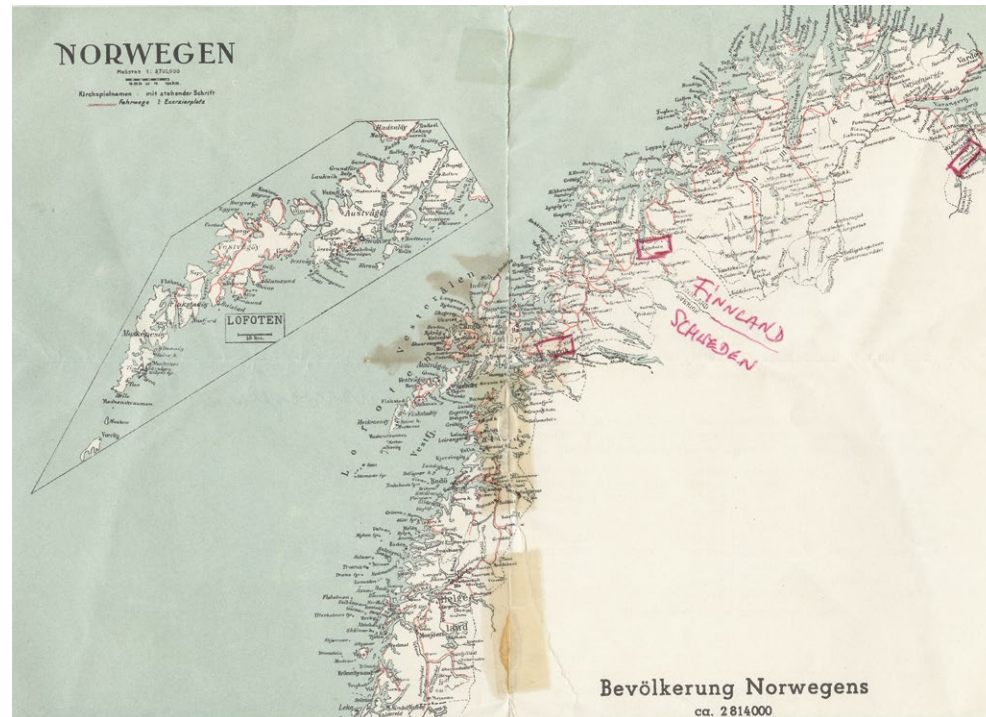
↗ Das vermutlich Jahrzehnte nach dem Krieg angefertigte Fotoalbum des Vaters (ATLAS).



Wehrmachtsfotografie als Propaganda Die Produktion von Alben mit Adler und Hakenkreuz für die Wehrmacht war Teil einer ausgeklügelten Strategie des NS-Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Bereits im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 war die Fotografie zur Volkskunst erklärt worden. Die Darstellung der NS-Wirklichkeit in privaten Erinnerungsbildern verwob die Ideologie des Regimes mit dem Leben eines jeden Einzelnen. Da lag es nahe, auch die Wehrmachtsangehörigen zu ermuntern, unterwegs zur Kamera zu greifen. Fotozeitschriften veröffentlichten Sonderbeilagen mit Anleitungen und Tipps, u. a. zu bevorzugten Motiven etwa „Volkstypen“, alltäglichen Verrichtungen im Camp und sogar zur Anordnung der Fotos im Album. Die belichteten Filme wurden in den Fotoläden der besetzten Länder entwickelt und vergrößert. Auf diese Weise entstanden in Deutschland Millionen von oftmals harmlos erscheinenden persönlichen Erinnerungsalben an einen von den Deutschen entfesselten Krieg, der Europa und die ganze Welt erschütterte.

Erkenntnisse wie diese förderte 2009 die Ausstellung „Fremde im Visier, Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg“ zutage. Das an der Universität Oldenburg erarbeitete Forschungsprojekt der Kunsthistorikerin und Ethnologin Petra Bopp befasste sich mit sechzehn Alben, deren Urheber sie zum Teil noch befragen konnte. Bopp ging es darum „die Schau- und Fotografierlust der Soldaten“ zu untersuchen, ohne jedoch den Kontext des „ideologisch aufgeladenen Rassen- und Vernichtungskrieg außer Acht zu lassen.“ Ins öffentliche Bewusstsein gedrungen war das Thema der Wehrmachtsfotografie bereits zuvor, als die Wanderausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ des Instituts für Sozialforschung in Hamburg 1996 eine hitzige Debatte über die Verbrechen der Wehrmacht ausgelöst hätte.

Internationale Perspektive Die vom DFK geplante Tagung schließt an diese Meilensteine der Erforschung der Wehrmachtsfotografie an. „Wir wollen danach fragen, wie private Fotografien aus dem Zweiten Weltkrieg auch



80 Jahre nach dem Ende des Krieges noch immer wirkungsmächtig sind“, sagt Peter Geimer, Direktor des Deutschen Forums für Kunstgeschichte in Paris. Noch immer würden im Umfeld der Familien Fotoalben von Wehrmachtssoldaten auftauchen, welche die Nachkommen mit diesem schwierigen Erbe konfrontierten. „Zugleich zirkulieren solche Bilder aber auch in ganz neuen Zusammenhängen wie kommerziellen Tauschbörsen im Internet.“

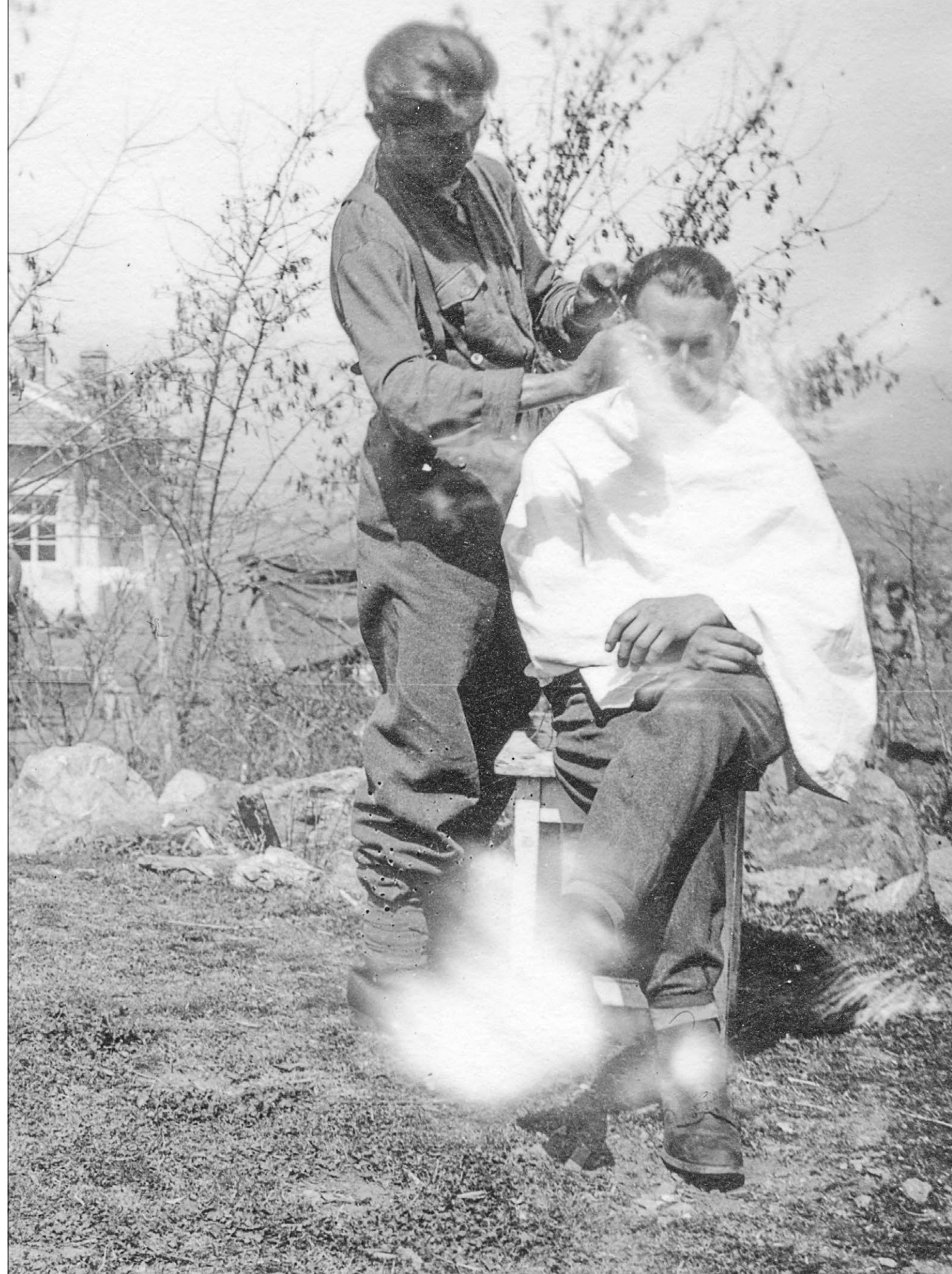
Die in Kooperation mit der Historikerin Elissa Mailänder konzipierte Tagung soll vor dem Hintergrund neuer Phänomene einer globalen und digitalen Welt den Blick auf die Wehrmachtssoldaten aus dem Zweiten Weltkrieg neu justieren. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diskutieren die Affekte und Wirkungen, die hinter den fotografischen Bildern stehen und fragen sich, wie das infolge der NS-Propaganda einseitige Geschichtsbild dieser Ära durch den Aufbau visueller Archive korrigiert werden kann, um der engen Perspektive und dem militärischen Blick der Eroberer etwas entgegenzusetzen. Der Blick soll auch geografisch geweitet werden und das Nachleben der Kriegsfotografie in Japan, der Sowjetunion und den USA einbeziehen. Solche Erkenntnisse sollen helfen, so Peter Geimer, die Frage zu beantworten, „auf welche Ethik des Zeigens und Sehens wir uns einlassen müssen, wenn wir Bilder von Gewalt und Völkermord betrachten, sie zeigen oder mit ihnen arbeiten.“

„Wir wollen danach fragen, wie private Fotografien aus dem Zweiten Weltkrieg auch 80 Jahre nach dem Ende des Krieges noch immer wirkungsmächtig sind.“

Peter Geimer

↖ Karte eines Teils von Finnland aus dem Fotoalbum des Vaters (ATLAS).

↗ Aufnahme aus dem Fotoalbum des Vaters (ATLAS), der vor dem Krieg eine Friseurlehre absolviert hatte.





„Der Blick mittels einer Gerätschaft, eines Instruments ist ein anderer als der rein physiologische Blick.“

Arno Gisinger

↑ Blick in die Ausstellung „Voir l'histoire? (Album / Atlas et L'Année terrible)“ von Arno Gisinger, Galerie Commune, Tourcoing, 2023.

← Arno Gisinger

The Ends of War

Bildwissenschaft und Artistic Research Kein Foto könne aus sich heraus seinen ganzen Kontext erzählen, der müsse rekonstruiert werden. Trotzdem gebe es einen Eigenwert der Bilder, betont Geimer. „Was sie zeigen, ist nicht einfach durch Sprache ersetzbar.“ Das sei oftmals die Auseinandersetzung, die er mit Historikerinnen und Historikern führe. „Es geht uns nicht nur um die pure Information historischer Fotos, sondern auch um ihre affektive Wirkung, beispielsweise wenn es sich um Darstellungen äußerster Gewalt handelt.“ In der Debatte um die vier Bilder aus dem KZ Auschwitz habe es Stimmen gegeben, die gesagt haben: Damit können wir nichts anfangen. Da ist gar nichts richtig abgebildet.

Mit den „vier Bildern“ sind die vier Fotos gemeint, die in der Nähe des Krematoriums V. im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau von dort internierten jüdischen Arbeitskräften heimlich aufgenommen und dem polnischen Widerstand zugespielt wurden. Private Aufnahmen waren in den Konzentrationslagern verboten. Die verwackelten, aus einem Versteck aufgenommenen Bilder bezeugen den Holocaust eben nicht durch das präzise Ablichten des NS-Verbrechens. Der Kunsthistoriker und Philosoph Georges Didi-Huberman habe, so Geimer, in seinem Buch „Bilder trotz allem“ gezeigt, dass diese Fotos etwas Wichtiges sichtbar machten: Nämlich den vom NS-Regime begangenen systematischen Völkermord an Jüdinnen und Juden. Diese Bildfragmente bezeugten eben gerade aufgrund der Umstände ihrer Entstehung die „Mechanismen der Entbildlichung“ historischer Wahrheit.

Eine interdisziplinäre Bildwissenschaft fördert Erkenntnisse zu Tage, die sich der funktionalen Bedingtheit der Fotografie entziehen oder sie kritisch hinterfragen. Eine ähnliche Perspektive nimmt Arno Gisinger ein. Er nähert sich den Wehrmachtspildern seines Vaters auf dem Wege von Artistic Research. „Für uns ist wichtig, dass künstlerische Forschung nicht nur diskursiv ist. Vielmehr ist sie aktiv und produziert neue Bilder und neues Wissen. Es geht um das Tun, das aktive Arbeiten mit den Bildern, das Herauskommen aus der Situation des bloßen Analysierens einer Bildquelle. Das Bild wird zum Agens, zur treibenden Kraft.“

Als Arno Gisinger sich vor der Pandemie beruflich in Griechenland aufhielt, ergab sich für ihn die Gelegenheit, jene Orte in Athen aufzusuchen und aufzunehmen, an denen sein Vater auf den Auslöser gedrückt hatte. Für ihn, den ausgebildeten Fotografen wurde die Kamera nun auch in diesem persönlichen Projekt zu einem Erkenntnisinstrument. „Der Blick mittels einer Gerätschaft, eines Instruments ist ein anderer als der rein physiologische Blick“, sagt er. Die Idee des Fotoapparats als Mittel des genauen Hinschauens sei zugleich ein Instrument des Verstehens und der Distanzierung.



Peter Geimer ist Direktor des DFK Paris und Professor für Kunstgeschichte an der FU Berlin (z. Z. beurlaubt). Zu seinen Forschungsgebieten gehören die Geschichte und Theorie der Fotografie, die Darstellung von Geschichte im Bild sowie Wissenschaftsgeschichte. Seine letzte Buchveröffentlichung trägt den Titel „Die Farben der Vergangenheit, Wie Geschichte zu Bildern wird“ und erschien 2023 im Beck Verlag in München.



Arno Gisinger studierte Geschichte und Germanistik in Innsbruck sowie Fotografie in Arles. Er lebt seit über zwanzig Jahren in Frankreich und unterrichtet künstlerische Fotografie an der Universität Paris 8. In seinem Werk verbindet er Recherchen zu Figuren, Orten oder Ereignissen mit metafotografischen Fragen. Auf diese Weise untersucht er die Verwandlung der Realität durch das fotografische Bild.

Was macht eigentlich ...



Richard Erkens studierte Theater-, Musik- und Literaturwissenschaft in Bayreuth und Berlin. Seine Forschungsreisen führten den Opernforscher an das Deutsche Studienzentrum in Venedig und das Deutsche Historische Institut in Rom, wo er von 2015 bis 2020 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Musikgeschichtlichen Abteilung tätig war. Anschließend arbeitete er im Rahmen einer MWS-Kooperationsstelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Musik- und Medienwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach einer zweisemestrigen Vertretungsprofessur am Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena wurde er Fritz-Thyssen-Stipendiat am Deutschen Studienzentrum in Venedig. Seit Frühjahr 2023 ist er Direktor dieser Einrichtung.

Was fällt Ihnen als Erstes ein, wenn Sie an Ihre Zeit am DHI Rom denken?

Rom ist eine faszinierende Stadt mit vielen historischen Schichtungen. Aber Rom ist auch turbulent, ungebändigt und chaotisch. Das DHI mit seinem schönen Garten liegt in ihr wie eine ruhige, umfriedete Oase, die mir fünf herrliche Jahre selbstbestimmtes Arbeiten ermöglichte. Daran erinnere ich mich sofort: an den ungestörten Freiraum zum Forschen und an stets griffbereite Fachliteratur aus der renommierten Musikbibliothek. Wer sich ausgehend von italienisch-deutschen Perspektiven globalen Phänomenen öffnet, für den ist dieser Ort ein Eldorado.

Was haben Sie von Ihrem Aufenthalt in Italien mitgenommen?

Ich habe mehr erhalten, als ich geben konnte: Durch die freundschaftlichen Begegnungen am DHI – insbesondere auch mit den historischen Disziplinen – durfte ich viel an Fachwissen und lokaler Expertise, an methodisch-reflexiver Arbeit und an strategisch-politischer Auseinandersetzung partizipieren – auch im Spiegel von Auslandsinstitutionen anderer Nationen. Darüber hinaus reifte meine Quellenrecherche in italienischen Archiven zum substanziellen Träger meiner Forschung heran, wovon ich bis heute profitiere. Dieses Wissen „um Orte“ hilft auch in der Lehre, um die neuen Generationen wieder an analoge Wissensspeicher heranzuführen.

Was beschäftigt Sie derzeit?

Italien lässt mich noch nicht los: Vom Tiber ging es in die Lagunenstadt, wo ich wertvolle DHI-Erfahrungen in die Leitung des interdisziplinären Stipendiatenhauses am Canal Grande einbringe. Neben Wissenschafts-Management und -Kommunikation, die in dieser Einrichtung auch Kunstförderung einschließt, beschäftigte ich mich weiter mit Oper: Im Puccini-Jahr 2024 geht es dank starker Partner auch im venezianischen Studienzentrum um den Meister aus Lucca. Durch meine römische Impresario-Forschung ist mein Blick für die Interaktion von Musik und Visualität geschärft worden. Im Projekt zu multimedialen Lichtdramaturgien und zu Spiegelphänomenen im Musiktheater gehe ich diesen ästhetischen Phänomenen nach.



Die Schatten des Krieges

Seit nunmehr 25 Jahren untersucht der Historiker Lutz Klinkhammer die nationalsozialistischen Besatzungsverbrechen in Italien und deren Nachgeschichte. Damit trägt er dazu bei, dass kein „Schlussstrich“ unter die komplizierte deutsch-italienische Vergangenheit gezogen wird.

Am Mittag des 24. März 1944 hielten mehrere Lastwagen vor den Ardeatinischen Höhlen am südlichen Stadtrand Roms. Auf den Ladeflächen saßen die Gefangenen, die Hände auf den Rücken gebunden. SS-Männer trieben sie in Fünfergruppen ins Innere des stillgelegten Tuffsteinbergwerks. In dem nur schwach mit Fackeln ausgeleuchteten Tunnelsystem wurden die Opfer nacheinander mit Schüssen ins Genick ermordet. Insgesamt starben 335 Männer, der jüngste 15 Jahre alt.

Das Massaker in den Fosse Ardeatine war ein Racheakt der NS-Führung. Am Tag zuvor hatten italienische Partisanen im Zentrum der Ewigen Stadt 32 SS-Ordnungspolizisten bei einem Anschlag getötet. Für jeden von ihnen sollten zehn Italiener erschossen werden. Als ein weiterer SS-Mann während der Tötungsaktion seinen Verletzungen erlag, erhöhte der deutsche Kommandant die Anzahl der Opfer. Außerdem erschoss das Exekutionskommando im Eifer fünf Menschen „zu viel“.

Es war einer der grausamsten Massenmorde, die deutsche Einheiten auf der Apenninhalbinsel begingen. Bis heute sind die Ardeatinischen Höhlen der Symbolort für NS-Kriegsverbrechen in Italien. Jährlich legt der italienische Staatspräsident dort einen Kranz nieder. An dem Gedenken zum 80. Jahrestag im März nahm auch Kulturstatsministerin Claudia Roth teil. „Wir müssen und wir wollen erinnern“, sagte sie. Es dürfe keinen „Schlussstrich“ geben.

Die Traumata überwinden Einer, der dazu beiträgt, dass kein Schlussstrich unter die Vergangenheit gezogen wird, ist Lutz Klinkhammer. Seit nunmehr 25 Jahren untersucht der Zeithistoriker und Vizedirektor des Deutschen Historischen Instituts in Rom die deutschen Besatzungsverbrechen und deren Nachgeschichte. „Die Auseinandersetzung mit der Kriegsvorgeschichte bleibt ein wichtiger Bestandteil der Beziehungen zwischen beiden Ländern“, sagt der 63-Jährige.

In seinem Projekt „Die Last von Achsenbündnis und Besatzung. Nationale Erinnerungskulturen und deutsch-italienische Beziehungen 1945 bis heute“ bündelt Klinkhammer nun seine Forschungsinteressen. Gleichzeitig leistet er auch praktische Hilfe, um die Traumata des Krieges zu überwinden. Oft erhält Klinkhammer Anfragen von Italienerinnen und Italienern, die mehr über das Schicksal ihrer Vorfahren unter deutscher Besatzung wissen möchten. Durch Vor-Ort-Recherchen und Archivbesuche trägt er zur Aufklärung bei.

↪ Überführung von Kunstschätzen von Montecassino nach Rom durch Soldaten der Division „Hermann Göring“. Soldaten beim Halten eines Gemäldes von Giovanni Paolo Pannini vor dem Palazzo Venezia.

Wer wie Klinkhammer die deutsch-italienische Perspektive einnimmt, muss das einzigartige Verhältnis beider Länder beachten. Es resultierte aus der zeitweiligen Achsenpartnerschaft im Zweiten Weltkrieg und dem 1943 geschlossenen Waffenstillstand Italiens mit den Alliierten. In dessen Folge besetzten deutsche Truppen Nord- und Mittelitalien. Unter Führung des „Duce“ Benito Mussolini entstand die „Repubblica Sociale Italiana“, ein faschistischer Satellitenstaat mit Sitz in Salò am Gardasee. Italien war nun ein besetzter Verbündeter. Zwischen 1943 und 1945 ermordeten Wehrmacht und SS etwa 15.000 Menschen.

Eine halbe Wiedergutmachung Für die Jahrzehnte nach dem Krieg muss der jeweilige Umgang in beiden Ländern mit der nationalsozialistischen und faschistischen Vergangenheit berücksichtigt werden. Wie komplex die Nachgeschichte war, macht Klinkhammer am Beispiel seiner Forschungsfelder deutlich. Da ist zum Beispiel die Geschichte der Wiedergutmachung. Am 2. Juni 1961 schloss die Bundesregierung mit Italien ein Abkommen über eine Einmalzahlung in Höhe von 40 Millionen D-Mark, nach heutiger Kaufkraft gut 104 Millionen. Dafür verpflichtete sich die Regierung in Rom, die Ansprüche italienischer Bürgerinnen und Bürger aufgrund von NS-Verfolgungsmaßnahmen abzugelten.

Aus heutiger Sicht war das eine lächerliche Summe. „Die Geschichte der Wiedergutmachung ist eine halbe Wiedergutmachung“, formuliert es Klinkhammer. Die Abwicklung der Ansprüche italienischer NS-Opfer übernahmen italienische Stellen in Absprache mit der bundesdeutschen Regierung. „In den 1960er Jahren stellten Betroffene fast 330.000 Anträge an die italienische Regierung“, sagt Klinkhammer. Lediglich italienische KZ-Opfer erhielten eine einmalige Zahlung. „Nur gut 12.000 wurden positiv beschieden. Die Höhe der Entschädigung bemaß sich nach den im Lager verbrachten Tagen.“

Hunderttausende italienische Zwangsarbeiter, darunter in NS-Deutschland gefangengehaltene Militärinterne, erhielten keine Wiedergutmachung. 1998 verklagte dann der zu Kriegszeiten nach NS-Deutschland verschleppte und dort als Zivilist zur Arbeit gezwungene Italiener Luigi Ferrini die Bundesrepublik vor dem Amtsgericht im toskanischen Arezzo. Im März 2004 gab das Oberste Gericht Italiens der Klage statt.

Für viele Opfer kam die Entschädigung zu spät „Daraufhin forderten italienische NS-Opfer von der Bundesrepublik Entschädigungszahlungen in Millionenhöhe“, sagt Klinkhammer. „Ein juristisches Tauziehen zwischen Deutschland und Italien begann.“ Die Bundesregierungen verweigerten eine finanzielle Wiedergutmachung mit dem Hinweis auf das erwähnte Abkommen von 1961. Als in der Folge die Zwangsversteigerung deutschen Staatseigentums wie des Deutschen Historischen Instituts in Rom drohte, rief die Berliner Regierung den Internationalen Gerichtshof an.

Die Haager Richter urteilten 2012, solche Pfändungen verletzten die Staatenimmunität der Bundesrepublik. Darüber hinaus haften Deutschland für begangene Kriegsverbrechen nicht gegenüber Einzelpersonen und habe folglich auch keine Zahlungen an sie zu leisten. Das italienische Verfassungsgericht wiederum erklärte die Ansprüche der Opfer für wichtiger als den Haager Urteilsspruch. Erst nachdem die italienische Regierung 2022 einen Fonds für Schadenersatzforderungen von NS-Opfern eingerichtet hatte, wurde der Streit beigelegt.

Für 2023 umfasste der Fonds 20 Millionen Euro, in diesem Jahr sind es gut 11,8 Millionen Euro. Für unzählige bereits verstorbene Ex-Zwangsarbeiter und Militärinternierte kommt die Beilegung des deutscherseits unwürdigen Rechtsstreits indes zu spät. Sie erhielten für ihr Leid nie einen Pfennig Entschädigung von der Bundesrepublik. An die Stelle der ausgebliebenen finanziellen Wiedergutmachung trat mit der Zeit das Gedenken. Die Erinnerung an die zahlenmäßig größte Opfergruppe, die sogenannten „Militärinternierten“, wird unter anderem im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin wachgehalten.

„Nachdem die Akten 1994 wiedergefunden worden waren, fingen die Ermittlungen von vorne an.“

Lutz Klinkhammer

„Provisorische Archivierung“ Dafür starkgemacht hatte sich die 2008 von den Außenministern in Berlin und Rom ins Leben gerufene deutsch-italienische Historikerkommission, deren Mitglied Klinkhammer war. „Ich beobachte historische Prozesse, bin aber auch Akteur in der Gegenwart“, sagt er. „Ich darf die eigene Perspektive nicht absolut setzen.“ Klinkhammer, der auch in den italienischen Medien sehr präsent ist, nahm bereits mehrfach eine Scharnierfunktion zwischen Wissenschaft und Politik ein. Bereits 2006 hatte ihn das italienische Parlament zum Sachverständigen in einer Untersuchungskommission zur Aufarbeitung von NS-Taten berufen – als einzigen Deutschen.

Die Untersuchungskommission beschäftigte sich mit Hunderten ungesühnten deutschen Kriegsverbrechen. Die dazugehörigen Akten waren 1994 im Zuge von Ermittlungen gegen den ehemaligen SS-Mann Erich Priebke, der am Massaker in den Fosse Ardeatine beteiligt gewesen war, im Keller der Allgemeinen Militäranwältschaft in Rom gefunden worden. Es stellte sich heraus, dass der zuständige Militärgeneralstaatsanwalt die Dokumente 1960 im Rahmen einer „provisorischen Archivierung“ in einem Schrank hatte wegsperren lassen.

Seinerzeit wollte die italienische Regierung die Verbrechen vertuschen. Rom befürchtete in den Nachkriegsjahrzehnten unter anderem, eine allzu konsequente Verfolgung deutscher Delinquenten könne zugleich die Forderungen nach einer Ahndung faschistischer Kriegsverbrechen verstärken, etwa im einst von Italien besetzten Griechenland. Deshalb verschleppte die italienische Justiz die Ahndung über Jahrzehnte. „Nachdem die Akten 1994 wiedergefunden worden waren, fingen die Ermittlungen von vorne an“, sagt Klinkhammer. Er bezeichnet das als „italienische Anomalie“.

➤ Dekret des ital. Staatspräsidenten, Ausführungsbestimmung, 6.10.1963, veröffentlicht in der „Gazzetta Ufficiale della Repubblica Italiana“ N. 16, S. 267.

LEGGI E DECRETI

DECRETO DEL PRESIDENTE DELLA REPUBBLICA 27 ottobre 1962, n. 2112.
Erezione in ente morale della Cassa scolastica della Scuola di avviamento professionale a tipo industriale maschile di Conegliano (Treviso).

N. 2112. Decreto del Presidente della Repubblica 27 ottobre 1962, col quale, sulla proposta del Ministro per la pubblica istruzione, la Cassa scolastica della Scuola di avviamento professionale a tipo industriale maschile di Conegliano (Treviso), viene eretta in ente morale e ne viene approvato lo statuto.

Visto, il Guardasigilli: Bosco
Registrato alla Corte dei conti, addì 17 gennaio 1964
Atti del Governo, registro n. 179, foglio n. 120. — VILLA

DECRETO DEL PRESIDENTE DELLA REPUBBLICA 6 ottobre 1963, n. 2043.
Norme per la ripartizione della somma versata dal Governo della Repubblica Federale di Germania, in base all'Accordo di Bonn del 2 giugno 1961, per indennizzi a cittadini italiani colpiti da misure di persecuzione nazionalsocialiste.

IL PRESIDENTE DELLA REPUBBLICA

Visto l'art. 87 della Costituzione;
Visto l'art. 3 della legge 6 febbraio 1963, n. 404, relativa all'Accordo italo-germanico per gli indennizzi a cittadini italiani colpiti da misure di persecuzione nazionalsocialiste, concluso a Bonn il 2 giugno 1961;
Udito il parere della Commissione parlamentare prevista dall'art. 3 della legge sopraindicata;
Sentito il Consiglio dei Ministri;
Sulla proposta del Presidente del Consiglio dei Ministri, di concerto con i Ministri per gli affari esteri, per il tesoro e per le finanze;

Decreta:

Art. 1.

La somma versata dal Governo della Repubblica Federale di Germania al Governo della Repubblica Italiana in base all'Accordo del 2 giugno 1961 a titolo di riparazione morale a favore di cittadini italiani che furono vittime della deportazione per ragioni di razza, fede o ideologia, sarà ripartita fra i beneficiari secondo le norme di cui al presente decreto.

Hanno diritto alla suddetta riparazione coloro i quali, in qualunque circostanza e ovunque si trovassero, anche fuori del territorio dello Stato, furono deportati per le ragioni di cui al comma precedente, nei campi di concentramento nazionalsocialisti per aver:

- a) compiuto atti relativi alla lotta di liberazione, ovvero,
- b) svolto attività politica in contrasto con le direttive del regime fascista e delle forze tedesche di occupazione, ovvero,
- c) appartenuto a partiti politici vietati dai regimi nazionalsocialista e fascista, ovvero,
- d) compiuto manifestazioni o atti di protesta contro il regime fascista o contro le forze tedesche di occupazione, ovvero,

Decreto luogotenenziale 1° ottobre 1916, registrato alla Corte dei conti il 31 ottobre 1916, registro n. 22, foglio n. 204 (Bollettino ufficiale 1916, dispensa 88, pagina 5047):

STABILE Giuseppe, da Palermo, capitano.

Decreto luogotenenziale 29 ottobre 1916, registrato alla Corte dei conti il 29 novembre 1916, registro n. 26, foglio n. 24 (Bollettino ufficiale 1916, dispensa 96, pagina 5759):

DE PAOLA Angelantonio, da Grumo Appula (Bari), soldato.

Decreto luogotenenziale 16 novembre 1916, registrato alla Corte dei conti il 15 dicembre 1916, registro n. 28, foglio n. 43 (Bollettino ufficiale 1916, dispensa 100, pagina 6100):

OLIVETTI Ferdinando, da Borghi (Forlì), tenente.

Decreto luogotenenziale 3 dicembre 1916, registrato alla Corte dei conti il 26 dicembre 1916, registro n. 29, foglio n. 70 (Bollettino ufficiale 1916, dispensa 106, pagina 6595):

RACCA Carlo, da Torino, aspirante ufficiale.

Decreto luogotenenziale 31 dicembre 1916, registrato alla Corte dei conti il 20 gennaio 1917, registro n. 32, foglio n. 1 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 4, pagina 315):

ANGELI Remigio, da Cavazzo Carnico (Udine), soldato.

Decreto luogotenenziale 1° febbraio 1917, registrato alla Corte dei conti il 16 marzo 1917, registro n. 38, foglio n. 37 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 12, pagine: 994, 996):

INDENITADE Pompilio, da Nardò (Lecce), soldato;
MALUSARDI Ivo, da Roma, capitano.

Decreto luogotenenziale 11 febbraio 1917, registrato alla Corte dei conti il 17 marzo 1917, registro n. 38, foglio n. 75 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 15, pagina 1089):

MIANI Emilio, da Savona, capitano.

Decreto luogotenenziale 19 aprile 1917, registrato alla Corte dei conti il 21 maggio 1917, registro n. 45, foglio n. 146 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 31, pagina 2708):

SAVIO Ernesto, da Barbianello (Pavia), caporal maggiore.

Decreto luogotenenziale 2 agosto 1917, registrato alla Corte dei conti il 23 agosto 1917, registro n. 56, foglio n. 300 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 60, pagina 5120):

GIORDANO Angelo Biagio, da Castagnole Lanza (Asti), sergente.

Decreto luogotenenziale 13 settembre 1917, registrato alla Corte dei conti il 19 settembre 1917, registro n. 59, foglio n. 292 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 68, pagina 5745):

BIANCETTA Giuseppe, da Salassa (Torino), caporal maggiore.

Decreto luogotenenziale 18 ottobre 1917, registrato alla Corte dei conti il 30 ottobre 1917, registro n. 64, foglio n. 303 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 79, pagina 6600):

ZADRA Placido, da Mel (Belluno), sottotenente.

Decreto luogotenenziale 22 novembre 1917, registrato alla Corte dei conti il 30 dicembre 1917, registro n. 69, foglio n. 184 (Bollettino ufficiale 1917, dispensa 87, pagina 7176):

PENAZZO Francesco, da Maranzana (Asti), tenente.

Decreto luogotenenziale 3 gennaio 1918, registrato alla Corte dei conti il 31 gennaio 1918, registro n. 75, foglio n. 2 (Bollettino ufficiale 1918, dispensa 3, pagine: 253, 267):

CARIELLO Pasquale, da Bitonto (Bari), sottotenente;
OLIVERO Enrico, da Torino, sergente maggiore.

Decreto luogotenenziale 3 marzo 1918, registrato alla Corte dei conti il 20 marzo 1918, registro n. 80, foglio n. 264 (Bollettino ufficiale 1918, dispensa 15, pagine: 1254, 1273):

CITRONEO Paolo, da Casale Monferrato, sergente;
ROSATI Vincenzo, da Lanciano, sergente.

Decreto luogotenenziale 13 giugno 1918, registrato alla Corte dei conti il 18 luglio 1918, registro n. 93, foglio n. 230 (Bollettino ufficiale 1918, dispensa 40, pagina 3251):

POZZI Mario, da Vigevano, tenente.

Le sopraindicate croci al valore militare si intendono conferite con le stesse motivazioni degli encomi solenni.

(10497)

Ungesühnte Verbrechen In der Folge kam es zu zahlreichen weiteren, auch von der deutschen Justiz durchgeführten Ermittlungen, etwa im Fall des Massakers von Sant’Anna di Stazzema. In dem toskanischen Bergdorf hatten SS-Männer im August 1944 über 400 italienische Zivilisten, vor allem Frauen und Kinder, ermordet. In Italien wurde der Prozess in Abwesenheit der Angeklagten geführt und endete mit lebenslänglichen Haftstrafen. Die Staatsanwaltschaft Stuttgart ermittelte zehn Jahre lang gegen noch lebende mutmaßliche Täter, ehe sie im Oktober 2012 entschied, das Verfahren aus Mangel an Beweisen einzustellen. Der damalige italienische Staatspräsident Giorgio Napolitano kritisierte den Beschluss, Bundespräsident Gauck reiste zu einem Versöhnungsbesuch nach Italien.

Ein weiterer historischer Komplex, den Klinkhammer in seinem aktuellen Projekt erforscht, ist der Schutz von Kunstwerken, Archiven und Bibliotheken unter deut-

scher Besetzung in Italien. Auch die Schatten dieses Themas reichen bis in die Gegenwart. Ein Beispiel dafür ist die 2019 erfolgte Rückgabe des 1944 von den Nationalsozialisten entwendeten Gemäldes „Blumenvase“ von Jan van Huysum (1682–1749) an die Gemäldegalerie des Palazzo Pitti in Florenz. Das kostbare Bild befand sich jahrzehntelang im Besitz der Familie eines ehemaligen Wehrmachtssoldaten.

Klinkhammer interessiert sich für die Handlungsspielräume der damaligen Akteure. Auf Seite der Besatzer waren es unter anderem deutsche Kunsthistoriker, die bereits vor dem Krieg an deutschen Instituten in Italien gearbeitet hatten. Zahlreiche Kunstobjekte wurden etwa aus Rom in ländliche Gebiete in Depots ausgelagert. Die zuständige römische Denkmalschutzbehörde arbeitete mit den Deutschen zusammen, um die Kunstschatze nach Rom zurückzubringen und im Vatikan sicherzustellen.



„Sie mussten sich auf die Zusagen der Besatzungsmacht verlassen, deren Agieren zwischen Kunstschutz und Kunstraub oszillierte.“

Lutz Klinkhammer



Lutz Klinkhammer ist Stellvertretender Direktor und Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Deutschen Historischen Institut in Rom. Außerdem ist er als Privatdozent an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz tätig.

Hunderte Kunstwerke bleiben verschollen Doch die Kontrolle war den italienischen Behörden vielerorts längst entglitten. „Sie mussten sich auf die Zusagen der Besatzungsmacht verlassen, deren Agieren zwischen Kunstschutz und Kunstraub oszillierte“, sagt Klinkhammer. Im Oktober 1943 etwa beschlossen deutsche Offiziere der Division „Hermann Göring“ eigenmächtig den Abtransport der 70.000 Bände umfassenden Bibliothek der Abtei Montecassino. Die Dokumente gelangten auf Umwegen nach Rom und wurden so vor der Zerstörung gerettet.

Zeitgleich ließ ein im Auftrag von NS-Reichsmarschall Hermann Göring tätiger Kunsthändler ebenfalls aus Montecassino „gerettete“ Kisten ins Reich abtransportieren. Darin befanden sich wertvolle Gemälde aus neapolitanischen Museen, unter anderem von Breughel und Tizian. Die Stücke wurden erst nach dem Krieg in einem Stollen des Salzbergwerks Alt-Aussee wiedergefunden. Andere Kunstschatze sind bis heute nicht aufgetaucht. Schätzungen zufolge könnten Hunderte von geraubten Objekten bis heute nicht nach Italien zurückgekehrt sein.

↖ Staatspräsident Sergio Mattarella bei der Gedenkfeier zum 80. Jahrestag des Massakers an den Fosse Ardeatine, 22.3.2024.



Entwirren oder Verstricken? Stiftungskonferenz der Max Weber Stiftung beleuchtet Verflechtung als Konzept

↑ Closing Keynote der
Stiftungskonferenz in Istanbul von
Eugene Rogan (Oxford University).

TEXT · ANDREA SELIMOĞLU

Die Stiftungskonferenz „Harmful Entanglements“ der Max Weber Stiftung fand vom 14. bis 15. Mai 2024 am Orient-Institut Istanbul statt. Die Konferenz untersuchte Potenziale und Grenzen des allgegenwärtigen Konzepts der „Verflechtung“ aus dem Blickwinkel verschiedener Disziplinen wie den Geschichts-, Kunst- und Literaturwissenschaften. In einer Zeit, in der eine zunehmend globalisierte Welt sich ständig weiter vernetzt, debattierten rund 30 internationale Wissenschaftler*innen gemeinsam mit über vier Dutzend Zuhörenden verschiedene Ideen und Ansätze, mit den aus der Vernetzung resultierenden Verflechtungen, ihren Voraussetzungen und Konsequenzen umzugehen.

Den Auftakt bildete die Keynote-Ansprache von Monica Juneja (Universität Heidelberg), der sich über zwei Folgetage hinweg über 20 Vorträge anschlossen, wobei die anwesenden Direktor*innen der elf Auslandsinstitute der Max Weber Stiftung jeweils die Moderation der einzelnen Panels übernahmen. Die Keynote von Eugene Rogan (Universität Oxford) bildete den Abschluss der MWS-Stiftungskonferenz 2024. Die Veröffentlichung ausgewählter Konferenzbeiträge ist in Vorbereitung.

Die diesjährige Stiftungskonferenz fand im neuen Gebäude des Orient-Instituts Istanbul statt. Erst vor einigen Monaten konnte das Institut nach umfangreichen Sanierungsarbeiten in die ehemaligen Räumlichkeiten des „Club Teutonia“ einziehen, eines 1847 gegründeten deutschsprachigen Wohltätigkeitsvereins in der Türkei. Am neuen Standort im Istanbuler Stadtteil Beyoğlu beherbergt das Institut eine umfangreiche, öffentlich zugängliche Forschungsbibliothek, einen Veranstaltungssaal sowie Ausstellungsräume und Arbeitsplätze für rund 35 wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Mitarbeitende sowie Gäste.

Die Stiftungskonferenzen sind ein festes Format der Max Weber Stiftung. Sie greifen Forschungsthemen der Auslandsinstitute der Stiftung auf und diskutieren sie international vergleichend sowie trans- und interdisziplinär. An den Stiftungskonferenzen beteiligen sich alle Institute sowie ihre Partner, sie werden jährlich von einem anderen Institut ausgerichtet.

Halbherzige Verbannung

Zwischen 1944 und 1946 inhaftierte die Türkei Deutsche und Österreicher in drei anatolischen Kleinstädten. Am Orient-Institut (OI) Istanbul erforscht Richard Wittmann die widersprüchliche Internierungspolitik und das Zusammenleben von Verbannten und Einheimischen.

Istanbul, 5. August 1944. Drei Tage ist es nun her, dass die Türkei ihre Neutralität aufgegeben und ihre Beziehungen zum Deutschen Reich beendet hat. Drei lange Tage, in denen die deutschsprachige Gemeinde am Bosphorus bangt, was diese Entscheidung für ihr Schicksal bedeutet. Als die Zeitungen dann die Nachricht bringen, spricht sie sich schnell herum: Es bleibt nur eine Woche! Dann müssen alle Besitzer eines deutschen Passes das Land verlassen. Wer sich weigert, wird in Internierungslager verbannt, als Feind der Türkei. Panik breitet sich aus. Viele Betroffene sind Emigranten, die vor dem NS-Regime geflohen waren, Juden, politisch Verfolgte. Dazu kommen Personen österreichischer Abstammung und Familien, die seit Generationen in Istanbul ansässig sind. Wohin sollten sie gehen? In Europa wütet der Krieg, die deutsche Niederlage ist absehbar.

„Das Ultimatum der türkischen Regierung war ein alarmierender Moment“, sagt Richard Wittmann. „Als die Leute das Wort Internierung hörten, dachten sie an deutsche Konzentrationslager, sowjetische Gulags. Sie gerieten in Panik, es gab sogar Suizide.“ Als Stellvertreter der Direktor des OI Istanbul erforscht Wittmann die Internierung der Deutschen und Österreicher zwischen 1944 und 1946. Es ist ein wenig bekanntes Thema, zu dem auch er über Umwege gekommen ist.

TEXT · STEFANIE HARDICK

Als Spezialist für autobiografische Quellen beschäftigt sich Wittmann seit Jahren mit dem Nachlass des deutschen Exilwissenschaftlers und Künstlers Traugott Fuchs, dessen reichhaltiges Archiv vom OI Istanbul betreut wird (s. Artikel in Weltweit vor Ort 2/2021). Traugott Fuchs war einer der internierten Deutschen – seine zahlreichen Bilder, Skizzen und Briefe aus der Zeit der Verbannung in der anatolischen Kleinstadt Çorum bilden das Herzstück des Archivs. „Wir wollten mit einer Ausstellung Einblick in das Archiv geben, da boten sich Fuchs’ Bilder aus Çorum als Einheit an“, erläutert Richard Wittmann. „Weil ich aber schon länger in Istanbul lebe, kenne ich auch viele andere Menschen, die selbst interniert waren oder deren Eltern beziehungsweise Großeltern betroffen waren. Ihre Geschichten interessierten mich, und ihre Zeugnisse ergänzen Fuchs’ Bilder sehr gut.“ Als Glückstreffer erweist sich das Tagebuch von Siegfried Pruczsinsky. Der österreichische Geistliche dokumentierte die Verbannung handschriftlich und mit kleinen Skizzen. „Diese Quelle bringt erst jetzt ans Tageslicht, welche verdienstvolle Rolle die Mitglieder des katholischen St. Georgs Klosters in Istanbul bei der Versorgung der Internierten gespielt haben.“

22. August 1944. Seit dem Morgen gehen türkische Polizisten von Haus zu Haus. Ihre Listen verzeichnen Namen und Adressen von 626 Deutschen und Österreichern, die sich noch im Land befinden. Sie sollen sich am nächsten Morgen um 8 Uhr am Bahnhof Haydarpaşa im asiatischen Teil Istanbul finden. Erlaubt ist nur kleines Gepäck: ein Koffer pro Person. Die Schlinge zieht sich zu.

↖ Traugott Fuchs und Fikret Elpe, Yeldeğirmeni, Istanbul, um 1948.

Doch als sich die Menschen am nächsten Morgen auf den Weg machen, erwartet sie eine Überraschung: Freundlich weisen die türkischen Beamten ihnen den Weg zu den Sonderzügen, Personenwagen zweiter Klasse. Am Bahnsteig stehen Schweizer Diplomaten und verteilen Schokolade. Die Fahrt von Istanbul in die 600 Kilometer entfernten Verbannungsorte dauert einen ganzen Tag. Der Zug hält jedoch regelmäßig für Essenspausen in den Bahnhofrestaurants.

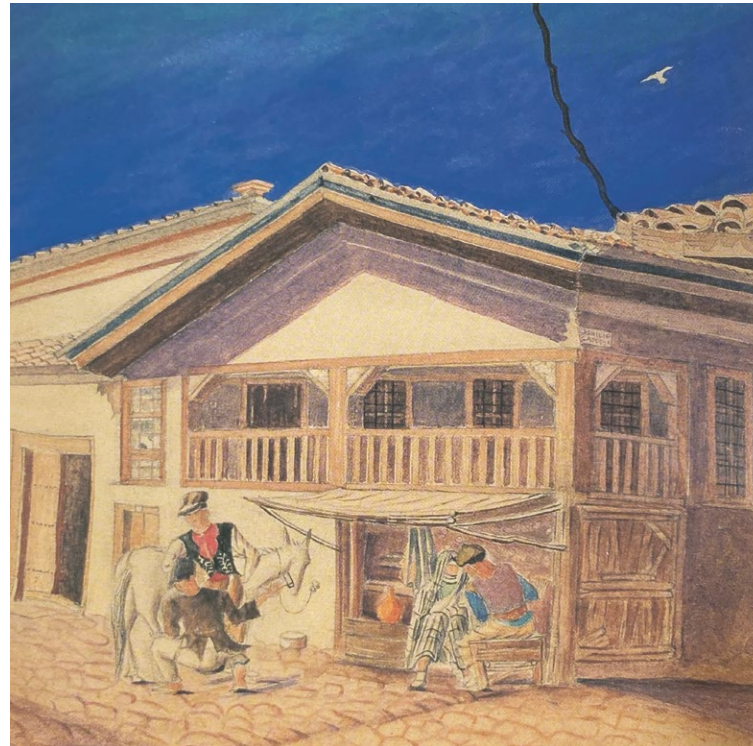
„Von Anfang an war alles ein Missverständnis“, sagt Richard Wittmann. „Auf Türkisch hatte der Regierungserlass ‚sürgün‘ angeordnet. Das Wort heißt zwar Verbannung, aber es bedeutet nur, dass man für eine Zeit von seinem Heimatort weggeschafft wird und irgendwann zurückkehren darf. Es soll niemand körperlich zu Schaden kommen, man bekommt nur einen Maulkorb verpasst.“ Eine solche Verbannung war im deutschsprachigen Raum seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr üblich, weshalb die deutsche Übersetzung ‚sürgün‘ mit „Internierung“ verwechselte.

Entsprechend verwirrt sind die Verbannten, als sie in den drei Internierungsorten Yozgat, Kırşehir und Çorum ankommen. Pater Pruczsinsky wird von einem Polizisten von Kırşehir nach Çorum überführt, doch unterwegs besinnt sich der Mann: Sein Gefangener ist schließlich so etwas wie ein Imam und kann unmöglich unterwegs auf der Pritsche der Polizeiwache nächtigen, er muß im Hotel untergebracht werden. Später notiert Pruczsinsky: „Nur weil ich Religionsvertreter bin, hat er mich gestopft wie eine polnische Gans. Ich musste unentwegt essen und mich länger im Zimmer ausruhen, als ich wollte.“ Derweil veranstaltet im Nachbarort Çorum der Bürgermeister ein großes Fest für die „kultivierten Gäste“ aus Istanbul.

„Die Bevölkerung konnte nicht nachvollziehen, warum die Deutschen und Österreicher auf einmal Feinde sein sollten. Die ältere Generation hatte mit ihnen noch als Waffenbrüder im Ersten Weltkrieg gekämpft“, sagt Richard Wittmann. Hinzu kommt, dass sürgün für die Einwohner der Verbannungsorte Normalität war – und ein Wirtschaftsfaktor. Seit der Terrorherrschaft von Sultan Abdülhamid II. in den 1880er Jahren gab es eine Reihe von Städten, in die Unliebsame für die Dauer ihrer sürgün abgeschoben wurden. Die Verbannten mussten ihre Unterkunft selbst zahlen, und so vermieteten nicht wenige Einwohner Zimmer oder Wohnungen. „Für viele Familien war es vermutlich normal, wechselnde Untermieter zu haben. Mal war es ein Kommunist, mal ein Vertriebener vom Balkan, und jetzt waren es eben die Deutschen.“

„Von Anfang an war alles ein Missverständnis.“

Richard Wittmann



↑ Immer wieder hielt Traugott Fuchs alltägliche Szenen und Begegnungen in Bildern fest, hier das Haus eines Schuhmachers in Çorum.

→ Etwa 120 internierte Deutschen und Österreicher treffen sich Pfingsten 1945 vor der Kirche der Schwestern von St. Georg in Çorum.

Wittmann erläutert, dass es trotz markiger Regierungsrhetorik nie ganz klar war, welche Regeln für die deutschsprachigen Internierten galten. In der Ausstellung ist eine Petition zu sehen, in der 32 Verbannte darum bitten, ihren Verwandten Briefe schreiben zu dürfen. Mindestens fünf Beamte haben die Petition handschriftlich kommentiert: Die Meinungen reichen von „Natürlich darf jeder mit seiner Familie kommunizieren“ bis hin zu „Aber nein! Das ist der Feind!“ Für diese Widersprüchlichkeit stehe der Ausstellungstitel „Halbherzige Verbannung“, so Wittmann. Sinnbildlich steht hierfür auch das große Gruppenphoto im Eingangsbereich. Zu sehen sind etwa 120 Personen – dabei waren Zusammenkünfte von mehr als drei Personen eigentlich strikt verboten. „Zum Gottesdienst jedoch durfte man sich treffen. Also gingen alle in die Kirche: Katholiken, Protestanten, Juden, Kommunisten, Atheisten. Sogar einige Einheimische wurden neugierig und fragten, ob sie mal kommen dürften.“

Die katholische Kirche in Çorum wurde so zum Ort, an dem Kontakte, Netzwerke, Freundschaften geknüpft wurden. Die Ärmsten und Bedürftigsten unter den Verbannten wurden dort betreut und versorgt. „Die Behörden haben die Menschen lediglich nach Anatolien gebracht und sie dort zunächst sich selbst überlassen“, sagt Wittmann. Pater Pruczsinsky und die Schwestern des Klosters St. Georg mieteten deshalb in Çorum ein altes Herrenhaus, kümmerten sich um die Kranken und bauten mit Freiwilligen einen Gastronomieofen, um allen Bedürftigen eine warme Mahlzeit anbieten zu können. „Eine Woche später gab es mitten in der Türkei österreichische Küche: Fleischlaibchen, Erdäpfelschmarren und eingebrannte Fisolen.“

Ihre Kontakte nutzten die Schwestern auch, um Traugott Fuchs Pinsel und Farben zu besorgen. Der 37-jährige Dozent für Germanistik und Romanistik an der Universität in Istanbul hatte in Anatolien seine Leidenschaft für das Malen entdeckt. Seinen Bildern merkt man die große Sympathie an, die er für die Menschen in Çorum und ihren Alltag hatte. Aber Details zeigen auch, wie hart das Leben in der Verbannung war: Schwerkranke Menschen, das Grab eines Deutschen am Wegesrand. Fuchs' Bilder sind deshalb eine einzigartige Quelle für diese wenig erforschte Zeit. Seine Tagebücher hingegen seien für diese Zwecke leider unbrauchbar, sagt Wittmann: „Fuchs hat sich in die Innerlichkeit geflüchtet. Auf seine Umwelt nimmt er mit keinem Wort Bezug, stattdessen schreibt er über Philosophie und seine ureigensten Seelennöte.“

Auch neue Forschungsfragen ergeben sich. Etwa aus einem Brief, den Fuchs direkt nach der Ankunft an seine Bekannte Fikret Elpe schreibt: „Gib meinem Milchmann weiterhin Geld! Er kann ja nichts dafür, dass ich jetzt auf Kosten des türkischen Staates vierzehn Tage lang in der Sommerfrische bin. Und bitte füttere auch meine Katze.“ Die Rückkehr verschiebt sich immer wieder, aber die beiden bleiben in Kontakt, malen Porträts voneinander. Elpe wird später eine bekannte Malerin in der Türkei und Mitglied der 1946 gegründeten „Gruppe der Zehn“ (Onlar Grubu). Das OI Istanbul konnte den Briefwechsel für das Archiv erwerben und veranstaltet im Herbst eine Vortragsreihe zum Einfluss Traugott Fuchs' auf die türkische Kunst dieser Zeit.

„Eine Woche später gab es mitten in der Türkei österreichische Küche: Fleischlaibchen, Erdäpfelschmarren und eingebrannte Fisolen.“

Richard Wittmann



Das Kriegsende in Europa bedeutet für die Internierten in der Türkei nicht sofort die Freiheit. Da die Alliierten Österreich als „erstes Opfer der Nazis“ bereits 1945 anerkannten, kommen zunächst alle Menschen mit österreichischer Abstammung frei. Damit könnten auch Pfarrer Pruczinsky und die Schwestern von St. Georg abreisen. Doch sie entscheiden sich zu bleiben, um sich weiter um die Versorgung der Internierten zu kümmern. Als Universitätsdozent hat Traugott Fuchs das Glück, zusammen mit anderen Angestellten des türkischen Staats zum Semesterbeginn im Herbst 1945 nach Istanbul zurückkehren zu dürfen. Als zum Jahreswechsel 1945/46 immer mehr Internierte freikommen, vor allem NS-Flüchtlinge und Juden, beschließen die Ordensangehörigen von St. Georg nach Istanbul zurückzukehren und dort ihre Aufgaben in Kloster, Schuldienst und bei der Armenspeisung wieder aufzunehmen.

Zum Jahresende 1945 kommen die letzten weiblichen Internierten mit ihren Kindern frei. „Das weitere Schicksal der deutschen Männer ist eine verrückte Geschichte, die ich nur ansatzweise recherchieren konnte“, erzählt Richard Wittmann. Gleichgültig, ob es sich um ehemalige Nazis, alteingesessene „Bosporus-Germanen“ oder Flüchtlinge vor dem NS-Staat handelte, wurden alle im August 1946 an einen Mittelmeerhafen gebracht und den Alliierten übergeben. Die brachten sie zunächst in ein Gefangenenlager in Pisa und anschließend nach Dachau. „Im ehemaligen Konzentrationslager hatten die Amerikaner Verdächtige aus ganz Europa zusammengeführt, um ihnen als Kriegsverbrecher den Prozess zu machen. Die Verbannten wurden also ausgerechnet mit den schlimmsten Nazi-Schergen eingepfercht.“ Nach einer Woche klärte sich der Irrtum und die Verbannten aus Çorum wurden nach Ludwigsburg verbracht, wo sie schließlich bis Weihnachten 1946 freikamen.



„Angesichts des Holocaust ist die Geschichte der Verbannung in der Türkei natürlich geradezu eine Lappalie. Sie betraf nur wenige hundert Menschen, von denen fast alle überlebt haben.“

Richard Wittmann



Richard Wittmann ist Stellvertretender Direktor des OI Istanbul. Er studierte Rechtswissenschaften, Islamwissenschaft und Turkologie in München und Berlin. 2008 promovierte er an der Harvard-Universität in den Fächern Geschichte und Nahostwissenschaften. Wittmanns Forschungsinteresse gilt der Rechts- und Sozialgeschichte, Fragen der Identität und des Zusammenlebens im osmanischen Vielvölkerstaat und der Republik Türkei. Er betreut die Forschung zum Protestantischen Friedhof Feriköy, auf dem sich auch das Grab von Traugott Fuchs befindet. 2023 produzierte er zusammen mit dem Filmemacher Dirk Schäfer einen Dokumentarfilm über Leben und Nachlass von Traugott Fuchs, aktuell baut er die Forschung zu Selbstzeugnissen aus der osmanischen Zeit aus und vernetzt Forschende, die mit diesen Quellen arbeiten.

„Angesichts des Holocaust ist die Geschichte der Verbannung in der Türkei natürlich geradezu eine Lappalie. Sie betraf nur wenige hundert Menschen, von denen fast alle überlebt haben“, sagt Wittmann. Dennoch: Das Thema zeigt, wie unterschiedlich sich politische Entscheidungen auswirken konnten. Wie wichtig persönliches und institutionelles Engagement für das Überleben der Betroffenen war. Und es zeigt, dass die plötzliche Umorientierung in der türkischen Außenpolitik die positive Grundhaltung der Bevölkerung gegenüber Deutschen und Österreichern nicht per Dekret verändern konnte.

↖ Traugott Fuchs, 1940.

← Eröffnung der Ausstellung „Halbherzige Verbannung“ im OI Istanbul. Von rechts: Richard Wittmann, Hermann Fuchs (Neffe von Traugott Fuchs), Ute Frevert, Christoph K. Neumann, Ulrike Schwarz, Gisela Fuchs.



„HALBHERZIGE VERBANNUNG: ERINNERUNGEN AN ÇORUM, 1944–46“: AUSSTELLUNG AM ORIENT-INSTITUT ISTANBUL, MAI BIS OKTOBER 2024; KURATIERT VON: RICHARD WITTMANN, MERVE KÖKSAL



Wissenschaftler*innen der Max Weber Stiftung forschen weltweit. Hier erzählen sie von ihrem persönlichen Lieblingssort. Atiba Pertilla, Wissenschaftlicher Mitarbeiter und digitaler Redakteur am Deutschen Historischen Institut in Washington, zeigt uns die „National Archives“ in Washington Downtown.

Mein Lieblingssort ist das Gebäude der „National Archives“ in Washington. Ich arbeite derzeit an einer Studie über das Finanzwissen von Arbeitsmigrant*innen, die zwischen dem Bürgerkrieg und der Großen Depression in den USA lebten. Viele der Quellen, die ich benutze, stammen von Gastarbeitergemeinschaften, darunter Zeitungen und mündliche Überlieferungen. Die Art und Weise, wie Migrant*innen Geld sparten, ausgaben und nach Übersee schickten, war für die amerikanische Regierung von großem Interesse, da sie die Nutzung von Finanzdienstleistungen als entscheidend für die erfolgreiche Assimilation der Einwander*innen betrachtete. Informationen über Bankgewohnheiten, Überweisungen und Geldverwendung wurden von verschiedenen Regierungsbehörden gesammelt, vom Secret Service bis zum Post Office Department und den Bundesämtern für Einwanderung und Einbürgerung. Heutzutage sind diese staatlichen Unterlagen in den Forschungszentren des Nationalarchivs in der Region Washington untergebracht. Die meisten Unterlagen befinden sich in einem modernen Gebäude im Vorort College Park in Maryland, aber einige der von mir untersuchten Unterlagen befinden sich im Hauptquartier des Archivs in der Innenstadt, einem markanten Gebäude aus den 1930er Jahren.

Die meisten Besucher*innen des Archivs in der Innenstadt kommen, um die Originale der Unabhängigkeitserklärung, der Verfassung und der Bill of Rights zu sehen. Forschende hingegen betreten das Gebäude von der Pennsylvania Avenue. Dort passiert man eine Statue, die die „Zukunft“ darstellen soll und die Inschrift „What Is Past Is Prologue“ aus Shakespeares „Der Sturm“ auf dem Sockel trägt.

Sobald die angeforderten Unterlagen vorliegen, können sie im Leseraum eingesehen werden, einem Raum mit hohen Decken und großen Fenstern mit Blick auf die Pennsylvania Avenue. Forschende können die Dokumente fotografieren, aber es wird davon abgeraten, den Lesesaal selbst zu fotografieren. Die Atmosphäre dieses Raumes, seine beeindruckende Architektur und die inspirierende Aussicht machen ihn zu einem wunderbaren Ort, um über die Vergangenheit nachzudenken und zu arbeiten.



Lange Wege zur Unabhängigkeit



Im Zweiten Weltkrieg kämpften die Résistance und das „Freie Frankreich“ um Charles de Gaulle für die Befreiung von der NS-Besatzung. Soldaten aus den französischen Kolonien spielten dabei eine zentrale Rolle. Danach stellte sich Frankreich immer wieder gegen Freiheitsbestrebungen der Menschen in den Kolonien. Darüber, wie Dekolonisation und Zweiter Weltkrieg zusammenhängen, sprach „Weltweit vor Ort“ mit den Historikern Jürgen Finger und Alexandre Bibert vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Paris.

Frankreichs Einfluss über den europäischen Kontinent hinaus zu erweitern, war Ziel französischer Kolonialbestrebungen seit dem 16. Jahrhundert. Ob in Amerika, auf dem afrikanischen Kontinent oder später in Südostasien – über mehrere Jahrhunderte drang der französische Staat systematisch in ferne Territorien vor, schuf intensive Handelsbeziehungen, stationierte Marine und Armee. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein galt dieses Vorgehen als legitim, auch wenn sich Kolonisation und lokaler Machterhalt immer wieder gewaltvoll vollzogen und mit der Entrechtung und Ausbeutung kolonisierter Völker einhergingen.

Immer standen machtpolitische und wirtschaftliche Interessen im Zentrum, gleichzeitig begriff man Kolonisation ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch als ein Projekt, dass dazu diene, ferne Erdteile zu „zivilisieren“. In Anlehnung an Darwins Evolutionstheorie priesen Gelehrte und Politiker nun verstärkt die vermeintliche Überlegenheit der europäischen Völker. „Es galt als plausibel, dass es kulturell niedriger stehende Menschen gäbe, die auf einen höheren Zivilisationsstand gebracht werden könnten und müssten“, kommentiert Jürgen Finger, Experte für deutsche und französische Sozialgeschichte am DHI Paris. Offiziell sei die Verwaltung ferner Erdregionen damals mit dem Auftrag verknüpft worden, die Menschen vor Ort in europäischen Formen des Handels und der Arbeit zu unterweisen und die Werte der Aufklärung an sie heranzutragen.

☞ Das Wandbild „Au Planteur“ entstand 1890 und warb für einen Kaffeehändler. Die koloniale Hierarchie einer Kaffeeplantage wird offen gezeigt und idyllisch in Szene gesetzt. Das Bild zierte bis heute eine Fassade in Paris.

Der europäische Kolonialismus wurde zur Zivilisationsmission umgedeutet. Dieses Narrativ erlebte im zweiten französischen Kolonialreich eine Blütezeit. Bereits in den 1830er Jahren hatte die Julimonarchie begonnen, Algerien zu erobern, in den Folgejahrzehnten brachte Frankreich dann weite Teile Zentral- und Westafrikas und schließlich auch Gebiete im heutigen Kambodscha, Laos und Vietnam unter seine Kontrolle. Auch die Dritte Republik, nach der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 errichtet, hielt an der Expansionspolitik fest. Hernach stabilisierte sich die parlamentarische Demokratie in Frankreich, doch in den Kolonien war bis ins 20. Jahrhundert hinein wenig demokratischer Geist zu spüren. „In der Regel waren die Kolonisierten Untertanen, Bürgerrechte genoss nur eine kleine Minderheit“, erklärt Jürgen Finger. „Stattdessen galten spezielle Gesetze und sogenanntes indigenes Recht.“

Die Kolonialpolitik, die andere Völker zu den Untergebenen Europas erklärte, trugen weite Teile des politischen Spektrums in Frankreich mit. Darunter auch Vertreter sozialistischer Strömungen. „Letztlich war man auch in der demokratisch verfassten Republik der Meinung, dass nicht alle das Recht haben, Rechte zu haben, wie das Hannah Arendt genannt hat. Es gab abgestufte Formen der Zugehörigkeit, vom Untertanen bis zum Bürger, die französischen Gesetzbücher und Freiheiten galten nicht für alle.“ Blieben die Kolonien so auch in der Zwischenkriegszeit noch selbstverständlicher Teil der französischen „kolonialen Republik“, begann die Stimmung in Europa zu kippen.

TEXT · NORA LESSING

Schwere Ausschreitungen in Paris waren ein Weckruf für die französische Linke „In Frankreich gab es in der Zwischenkriegszeit eine Krise des politischen Systems“, erklärt Jürgen Finger. Streiks und Demonstrationen wurden regelmäßig gewalttätig niedergeschlagen, am 6. Februar 1934 eskalierte die Lage. In Paris organisierten gewaltbereite rechte Gruppierungen eine Großdemonstration vor dem Parlament. „Einige Gruppen sahen die Chance, das Parlament zu stürmen“. Teile der Rechten jedoch zögerten: Sie fürchteten die Folgen eines gescheiterten Putschs. „Am Ende konnte der Aufstand von republiktreuen Polizisten und dem Militär niedergeschlagen werden.“



Während in Deutschland ab 1933 der Nationalsozialismus regierte, gelang es in Frankreich autoritäre Strömungen einzuhegen. 1936 kam hier eine linke Volksfrontregierung an die Macht. An der Kolonialpolitik aber änderte das nur wenig. „Die deutsch-französischen Beziehungen beruhten damals nicht komplett auf Feindschaft“, sagt Alexandre Bibert. In einem aktuellen Forschungsprojekt zu den europäischen Banden der Demokratie befasst sich der Historiker mit Solidaritätsgefühlen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. „Zum Teil gingen französische Akteure davon aus, dass man sich mit Deutschland arrangieren könnte.“

Das Vichy-Regime setzte die französische Verfassung außer Kraft Mit dem deutschen Überfall auf Polen begann 1939 der Zweite Weltkrieg. Nur zwei Monate später überfiel die Sowjetunion Finnland. „In der französischen Öffentlichkeit wurden starke Solidaritätsgefühle geäußert“, so Alexandre Bibert. Es gab Demonstrationen und Sachgüter wurden zur Unterstützung des finnischen Volkes gesammelt. „Hier waren offenbar auch Werte im Spiel, die in der demokratischen Gesellschaft tief verwurzelt sind – Freiheit, Demokratie, Selbstbestimmung“, verdeutlicht Alexandre Bibert. Alsbald jedoch gerieten diese Werte in Frankreich selbst maßgeblich unter Druck.

1940 drang die Wehrmacht auf französisches Territorium vor. Nur sechs Wochen dauerte die Schlacht, dann gab sich Frankreich geschlagen. Weite Teile des Landes wurden nun von Deutschland kontrolliert. Der neue Staatsoberhaupt Philippe Pétain schaffte das parlamentarische System und mit ihm die Verfassung der III. Republik ab. Zu weitreichender Kooperation mit dem Deutschen Reich bereit, sorgte sein Vichy-Regime dafür, dass rund 75.000 Menschen jüdischer Abstammung, ebenso wie Widerstandskämpfer, Oppositionelle und Arbeitsdienstverweigerer aus Frankreich deportiert wurden. Ein Großteil der Juden wurde in den deutschen Vernichtungslagern ermordet.



➤ Der Beitritt des Tschad zum Freien Frankreich verschaffte dem politischen Anspruch de Gaulles eine territoriale Basis. Die Entscheidung traf der Gouverneur des Tschad, Felix Eboué (links).

↑ Die Kolonien galten als wichtiger Machtfaktor. In der Kolonialpropaganda (hier 1938) kämpften europäische und koloniale Soldaten Seite an Seite für die „Verteidigung des Empire“.

„De Gaulles Einfluss verbreitete sich bald im französischen Äquatorialafrika. Dort rekrutierte er einen Teil seiner Truppen.“

Alexandre Bibert



↑ Kampfeinheiten aus dem französischen Kolonialreich kämpften im Zweiten Weltkrieg Seite an Seite mit den Franzosen, wie diese Tirailleurs sénégalais. Im August 1944 marschierten sie durch das befreite Paris.

Den Kolonien stellte das „Freie Frankreich“ mehr Selbstbestimmung in Aussicht Als Gegenspieler des Vichy-Regimes etablierte sich der französische Brigadegeneral Charles de Gaulle. Aus dem Londoner Exil rief er zum Widerstand gegen die Deutschen auf und begründete das „Freie Frankreich“. De Gaulle musste sich gegenüber den Alliierten legitimieren, benötigte ein Territorium, Einnahmen und Soldaten. Unterstützung sicherte er sich in den Kolonien. „De Gaulles Einfluss verbreitete sich bald im französischen Äquatorialafrika. Dort rekrutierte er einen Teil seiner Truppen“, sagt Alexandre Bibert. „De Gaulle machte durchaus Versprechungen, dass man die Kolonien künftig im Rahmen einer französischen Union besser einbinden, es zu größerer Selbstbestimmung kommen würde.“

Etwa 40 Prozent der französischen Armee rekrutierten sich 1944 aus Kolonialsoldaten. Als der Krieg gewonnen war, dankte man ihnen in öffentlichen Ansprachen. Als die Soldaten jedoch in ihre Heimatländer zurückkehrten, war von mehr Freiheit im Kolonialreich erstmal wenig zu spüren. In rascher Abfolge kam es in mehreren Kolonien zu heftigen Ausschreitungen – aus vielfältigen Gründen. Im Senegal etwa gerieten 1944 Einheiten der Tirailleurs sénégalais in Streit mit ihren Vorgesetzten. „Die Truppen stammten aus Französisch-Westafrika“, sagt Jürgen Finger. „Sie waren zeitweise in deutscher Kriegsgefangenschaft, wurden befreit und nach Afrika zurückgeschickt unter dem Versprechen, den ausstehenden Sold zu bekommen.“ Die Erwartungen der rund 1600 Mann starken Truppe wurden jedoch nicht erfüllt.

Gestritten wurde über den Wechselkurs und die Höhe des Solds. Als sich die Soldaten weigerten, ohne den vollen Sold abzuziehen, demonstrierten französische Vorgesetzte ihre Macht. „Wer den ersten Schuss abgab, ist umstritten“, sagt Jürgen Finger. „Am Ende waren 35 bis 70 Soldaten tot und 34 wurden als Meuterer verurteilt.“ Auf politischen Druck hin wurden verurteilte Soldaten schließlich amnestiert. „Eine öffentliche Reaktion, einen Aufschrei aber gab es nicht.“ Seit den 1990er Jahren wird dieser Zwischenfall als Kolonialmassaker angesehen. In ihm deutet sich an, dass die französische Führung nicht vollumfänglich bereit war, den Beitrag der Kolonialsoldaten zur Befreiung Frankreichs zu würdigen.

In Sétif eskalierte am 8. Mai 1945 die Gewalt: Tausende kommen ums Leben Ein besonders symbolträchtiger Zwischenfall ereignete sich im algerischen Sétif am 8. Mai 1945, dem Tag des Kriegsendes. Schon in den Vorjahren hatte die algerische Unabhängigkeitsbewegung Momentum gewonnen. Nun nutzte sie die Gunst der Stunde. „Demonstriert sollte eigentlich werden, um den Sieg der Al-

liierten zu feiern“, sagt Alexandre Bibert. „Es gab jedoch auch unterschwellige Bestrebungen in der Bevölkerung, für Freiheit und Gleichheit einzutreten.“ Als im Siegeszug eine algerische Flagge, ein Symbol für die Unabhängigkeit Algeriens, auftauchte, reagierten das französische Militär und die Polizei mit heftigster Repression. In den Folgewochen eskalierte die Gewalt. Rund hundert Franzosen und Tausende Algerier kamen ums Leben.

Einen Monat nach dem Haiphong-Zwischenfall brach der Indochinakrieg aus Auch in Südostasien schwelten in den Jahren nach Kriegsende heftige Konflikte. Unter der Führung von Hồ Chí Minh hatte die lokale Unabhängigkeitsbewegung der Việt Minh zunächst gegen das Vichy-Regime und die japanischen Besatzer gekämpft. Als Frankreich ab 1945 seine Autorität über die Kolonie zurückerlangen wollte, stieß es auf Widerstand. Hồ Chí Minh rief im September 1945 die Unabhängigkeit Vietnams aus.



↖ Nach Ende des Zweiten Weltkriegs brach der Indochinakrieg aus. In der Schlacht von Điện Biên Phủ wurden die Franzosen 1954 schließlich vernichtend geschlagen. Den französischen Nachschub auf dem Luftweg zu verhindern, war ein zentrales Ziel der Việt Minh.

The Ends of War

Ein Abkommen von 1946 sah vor, Indochina innere Unabhängigkeit zu gewähren. „Die dazu erforderlichen Maßnahmen aber wurden von Frankreich nur schleppend erfüllt“, so Alexandre Bibert. Am 20. November 1946 wollten Vertreter der Kolonialmacht in Haiphong ein Schiff kontrollieren und wurden von Einheimischen daran gehindert. Schüsse fielen, Häuser von Europäern wurden geplündert, die Franzosen begannen, die Stadt von Kriegsschiffen aus zu bombardieren. Bis zu 6000 Menschen sollen hierbei ums Leben gekommen sein. Etwa einen Monat später brach der Indochinakrieg aus.

„All die gewaltvollen Zwischenfälle kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs und die in den Folgejahren ausbrechenden Unabhängigkeitskriege zeigen, dass das Kriegsende nicht das Ende der Gewalt war“, resümiert Jürgen Finger. Die bitteren Erfahrungen Frankreichs zur Zeit der Besatzung, sein erneuertes Bekenntnis zur Demokratie nach Ende des Krieges führten zunächst nicht dazu, globale Machtansprüche preiszugeben. „In den Kolonien dagegen hatte der Zweite Weltkrieg einen bewusstseinsbildenden Effekt: Frankreich ist nicht unbesiegbar, im Krieg sogar auf unsere Hilfe angewiesen.“ Der Zweite Weltkrieg könne so als Voraussetzung dafür gelten, dass in den 1950er Jahren zahlreiche Kolonien ihre Unabhängigkeit erkämpften. Das Fanal: Die Schlacht um Điện Biên Phủ im heutigen Vietnam. Sie endete am symbolträchtigen Datum des 8. Mai 1954 – genau neun Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Von den Việt Minh schlugen die französischen Truppen hier vernichtend. Vom ehemals zweitgrößten Kolonialreich der Welt bleiben heute noch einige wenige Überseegebiete.

„All die gewaltvollen Zwischenfälle kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs und die in den Folgejahren ausbrechenden Unabhängigkeitskriege zeigen, dass das Kriegsende nicht das Ende der Gewalt war.“

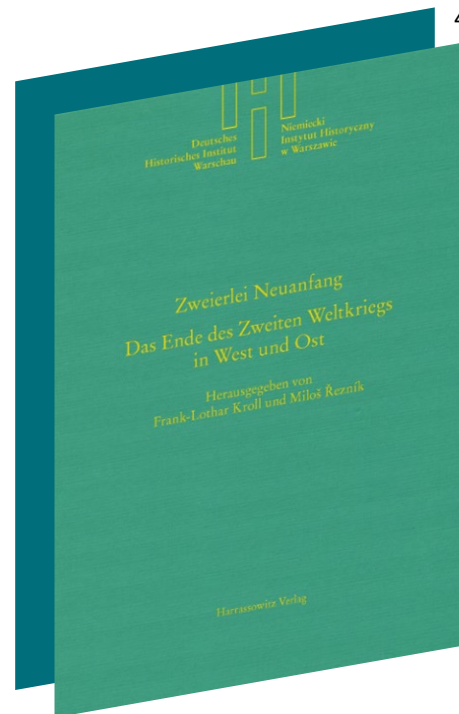
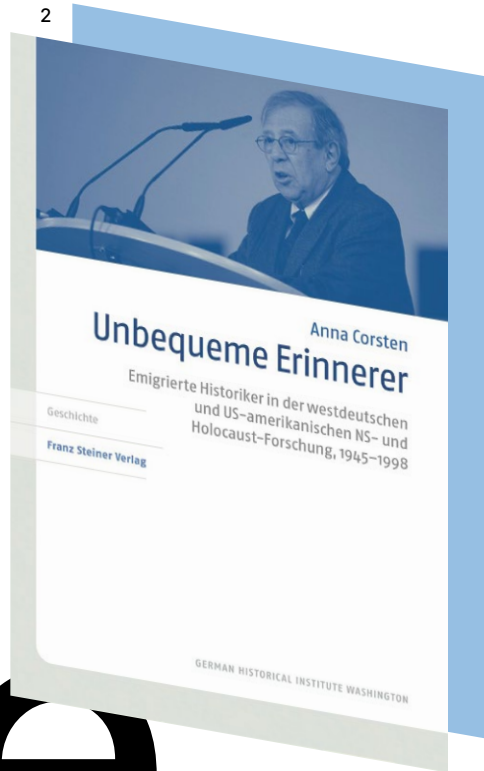
Jürgen Finger



Jürgen Finger leitet die Abteilung Neuste Geschichte und Zeitgeschichte am Deutschen Historischen Institut in Paris. Der Experte für die deutsche und französische Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts interessiert sich besonders für wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge und moralische Normen im 20. Jahrhundert.



Alexandre Bibert promovierte zu deutsch-französischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Bevor er 2022 ans Deutsche Historische Institut in Paris wechselte, befasste er sich mit der Geschichte europäischer Arbeiterbewegungen. Aktuell forscht er zu emotionaler Verbundenheit zwischen den europäischen Nationen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs.



1 — DOLF-ALEXANDER NEUHAUS · JENSEITS VON NATION UND IMPERIUM: INTERAKTIONEN KOREANISCHER STUDIERENDER UND JAPANISCHER PROTESTANTEN (1880–1923) · AUS DER REIHE „GLOBALGESCHICHTE“, BAND 38 · 354 SEITEN · CAMPUS VERLAG · FRANKFURT/NEW YORK · 2024
Welche Rolle spielten koreanische Studierende, die zwischen 1880 und 1923 zum Studium nach Japan kamen im Diskurs zur Kolonial- und Ostasienpolitik Japans? Basierend auf einer breiten Auswahl japanischer und koreanischer Quellen analysiert Dolf-Alexander Neuhaus (DIJ Tokyo) diese Frage anhand der Interaktion der Studierenden mit japanischen protestantischen Intellektuellen. Neuhaus zeigt, wie diese Akteure die japanische Kolonialherrschaft in Korea und die „koreanische Frage“ mit Bezug zu regionalen und globalen Kontexten verhandelten und wie ihre Ideen in der Reform- und Unabhängigkeitsbewegung Koreas wirkten.

2 — ANNA CORSTEN · UNBEQUEME ERINNERER: EMIGRIERTE HISTORIKER IN DER WESTDEUTSCHEN UND US-AMERIKANISCHEN NS- UND HOLOCAUST-FORSCHUNG, 1945–1998 · TRANSATLANTISCHE HISTORISCHE STUDIEN, BAND 62 · 423 SEITEN · FRANZ STEINER VERLAG · STUTTGART · 2022 · OPEN ACCESS UNTER DOI.ORG/10.25162/9783515131988
Viele jüdische Historiker flohen vor der nationalsozialistischen Verfolgung aus Deutschland und Österreich in die USA. Nach 1945 setzten sie sich dort intensiv mit der Aufarbeitung des Nationalsozialismus und des Holocaust auseinander und wurden zu Pionieren der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Trotz Bemühungen um Austausch mit deutschen Historikern blieben ihre Werke

in ihrer Heimat oft lange unbeachtet. Die Gründe waren vielfältig: Umstritten war vor allem, wer deutsche Geschichte schreiben darf, wie deutsche Geschichte geschrieben werden soll, insbesondere ob und wie der Holocaust zu erforschen sei. Erst durch Generationswechsel und gestiegenes Interesse intensivierte sich der Austausch. Die emigrierten Historiker trugen wesentlich zur Erforschung des Nationalsozialismus bei und förderten das Demokratiebewusstsein.

3 — STEFAN LAFFIN · UNTER ALLIERTER BESATZUNG. DAS LANGE ENDE DES KRIEGES IN SÜDITALIEN, 1943–1947 · BIBLIOTHEK DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS IN ROM, BAND 146 · 444 SEITEN · DE GRUYTER · BERLIN/BOSTON · 2024
Mit der Invasion Siziliens durch britische und US-Einheiten im Juli 1943 begann auch die Militärverwaltung durch die Alliierten in Italien. Der Zusammenbruch des faschistischen Regimes, der Waffenstillstand zwischen den Alliierten und Italien und der italienische Frontwechsel änderten deren Bedingungen und Kontexte massiv. Ohnehin verlor die weitreichende Vorbereitung auf die Besatzung bei der Konfrontation mit süditalienischen Dorfstrukturen und Stadtgesellschaften rasch an Wert. An diesem Punkt setzt die Studie ein, die mit einem praxistheoretisch informierten transnationalen Ansatz einen Beitrag zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs im Mittelmeerraum leistet. Mit Sizilien, Kalabrien und Kampanien geraten drei Regionen in den Fokus, in denen die Besatzungspraxis systematisch vermessen wird, über mitlaufende Vergleiche indes auch Spuren übergreifender und allgemeinerer Muster herauspräpariert werden.

4 — FRANK-LOTHAR KROLL UND MILOŠ REZNÍK (HRSG.) · ZWEIERLEI NEUANFANG: DAS ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGS IN WEST UND OST · 146 SEITEN · HARRASSOWITZ VERLAG · WIESBADEN · 2024
Das Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 und die daraus resultierenden politisch-territorialen Weiterungen führten im Westen und im Osten des Kontinents zu vollkommen unterschiedlichen Konsequenzen. Dieser Band widmet sich der ebenso komplexen wie hochbrisanten Gemengelage im west-östlichen Vergleich. Er präsentiert die Ergebnisse einer internationalen Expertentagung, die vom 7. bis 10. Juni 2021 im Deutschen Historischen Institut Warschau stattfand. Die Referent*innen aus Polen, Rumänien, Frankreich, Italien, Österreich und Tschechien analysieren in ihren Beiträgen die unterschiedlichen Möglichkeiten zur Bewältigung der Kriegsfolgelasten diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“.

Globaler Transit nach 1930: Fluchtwege nach Indien, Neuanfänge in China



TEXT · EVA MURAŠOV

Gemeinsam organisieren vier Institute der Max Weber Stiftung im Februar 2025 eine internationale Konferenz in Mumbai, die weniger bekannte Fluchtrouten jüdischer Emigrantinnen und Emigranten vor dem Nationalsozialismus beleuchtet. Ein Blick auf die geplanten Konferenzbeiträge zeigt die Verflechtungen globaler und lokaler Konflikte.

Fluchtrouten: Das Schlagwort dürfte für viele Europäerinnen und Europäer heute das Bild einer Karte aufrufen, deren Pfeile, wenn auch auf Umwegen, von Süd(ost) nach Nord(west) zeigen. Und werden Deutsche nach den Ländern gefragt, in die es jüdische Emigrantinnen und Emigranten auf der Flucht vor dem Nationalsozialismus verschlug, fallen ihnen wohl als erstes die Schweiz, Großbritannien, die USA, Argentinien oder Palästina ein.

Dieses vereinfachte Schema von Migration gilt es nicht nur angesichts der Tatsache zu korrigieren, dass bis heute rund um den Globus Binnenmigration dominiert, also die allermeisten Vertriebenen zunächst im Nachbarland, in der Region Zuflucht suchen.

Auch waren die Flucht- und Transitgeschichten von europäischen Jüdinnen und Juden weitaus vielfältiger, als den meisten bekannt ist: Sie führten etwa bis nach Indien, China, ins südliche Afrika, ja bis in die Karibik. Die Forschenden vom Projekt „In Global Transit“ widmen daher eine ganze Konferenz jenen Weltregionen, die zwischen den 1930er und 1950er Jahren von massiven Migrationsbewegungen geprägt waren, aus europäischer Perspektive in diesem Kontext bislang aber kaum wahrgenommen wurden.

Das Team, das die Tagung organisiert, kooperiert selbst von verschiedenen Standorten aus: Simone Lässig ist Direktorin am Deutschen Historischen Institut (DHI) in Washington, Sebastian Schwecke leitet das Max Weber Forum (MWF) für Südasiastudien in Delhi, während Swen Steinberg an der Queen's University in Kingston lehrt und am DHI Washington assoziiert ist. Als Konferenzort haben sie bewusst die Metropole an der indischen Westküste Mumbai gewählt. Denn im Februar 2025 werden Geopolitik, Kolonialkonflikte und Kriege in den Dekaden um 1940 aus dem Blickwinkel des sogenannten Globalen Südens betrachtet. Auch die Orient-Institute Beirut und Istanbul der Max Weber Stiftung sind an der Ausrichtung beteiligt.

↖ Ein Flüchtlingslager vom Roten Kreuz in Teheran im Iran 1943. Man geht davon aus, dass fast 900 jüdische Kinder, die nach 1939 aus Polen in die Sowjetunion geflohen waren, von dort aus nach Palästina gebracht wurden – viele davon als Waisen. Sie wurden auch „Teheran-Kinder“ genannt.

↗ Der Bahnhof Victoria Terminus in Bombay, heute Mumbai, im Jahr 1940.



Neue Perspektiven auf die Geopolitik um 1940 „Das Thema hat einen Nerv getroffen“, sagt Simone Lässig: 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter auch viele aus Indien stammende, hätten Bewerbungen eingereicht, um ihre Forschungen auf der Konferenz zu präsentieren. Die Auswahl der 15 Personen, die nun ihre Arbeit in insgesamt sechs Panels vorstellen werden, sei entsprechend schwergefallen.

In den letzten Jahren habe der Trend zugenommen, so Lässig, „Forschungsstränge zum 20. Jahrhundert zusammenzubringen, die lange Zeit unverbunden nebeneinander existiert haben“. Zum Beispiel sähen immer mehr Forschende Gewinn darin, nicht mehr zwischen der Geschichte des British Empire bis hin zur Entstehung eines indischen Nationalstaats hier, und Europa, der NS-Zeit und dem Holocaust dort zu unterscheiden. Mit der Konferenz wolle man die Forschung zum Ende des Zweiten Weltkriegs um einen neuen, multiperspektivischen Ansatz bereichern.

Ein Blick auf die geplanten Konferenzbeiträge verdeutlicht, wie die Schicksale von Geflüchteten und „Displaced Persons“ den verschiedensten Kräften, globalen wie lokalen Konflikten ausgesetzt waren. Die Transitgeschichten waren ebenso geprägt von den Folgen des deutschen Faschismus wie auch von sozialistischen Allianzen, die weit über Europa hinausreichten, und nicht zuletzt den globalen Herrschaftsstrukturen des Kolonialismus und lokalem Widerstand dagegen.



Rosa de Jong etwa, eine Historikerin aus Amsterdam, richtet den Blick auf die Karibikinseln Jamaika, Kuba und Curaçao sowie Suriname, einen kleinen Staat an der Nordküste Südamerikas und ehemalige niederländische Kolonie. Wie die dem Holocaust entkommenen jüdischen Flüchtlinge mit der Bevölkerung interagierten und ihre Identität in der Diaspora rekonstruierten, untersuchte de Jong an Quellen wie Tagebüchern oder Staatsakten, die sie überwiegend aus einer Synagoge in Suriname und aus dem Nationalarchiv Jamaikas bezog, und die auf Niederländisch, Englisch, Deutsch, Französisch und Spanisch verfasst sind.

Judentum in China, Sozialismus in Indien Welche Erfahrungen Jüdinnen und Juden machten, die es aus Deutschland und Österreich bis in die Mandschurei – im heutigen

Unter diesen unsicheren politischen Umständen stellte Harbin für die Geflüchteten eine Übergangslösung dar – die sich dennoch über Jahre hinzog.

Norden Chinas – verschlagen hat, stellt Susanne Hillmann (San Diego) anhand von Zeitzeugenaufnahmen vor. Die Stadt Harbin, dessen jüdische Diaspora Hillmann untersucht, war schon lange multikulturell: Sie wurde 1898 von Russland, das damals die Mandschurei besetzte, gegründet und war durch die Eisenbahn gen Westen ans Zarenreich angebunden.

Nach der Oktoberrevolution war Harbin bereits Fluchtort für viele Russen. Als zwischen 1933 und 1949 jüdische Flüchtlinge aus Europa hinzukamen, war Harbin jedoch bereits von japanischen Truppen besetzt, die in der Mandschurei einen Marionettenstaat gegründet hatten und 1932 die Stadt einnahmen. Unter diesen unsicheren politischen Umständen stellte Harbin für die Geflüchteten, wie Hillmann feststellt, eine Übergangslösung dar – die sich dennoch über Jahre hinzog.



The Ends of War

Auch anhand von historischen Fotografien erkundet die Konferenz in Mumbai Migrations- und Transitgeschichte. In Vorträgen und einer gemeinsamen Ausstellung zeichnen Mohamed El Chamaa, Forscher in Beirut und Korrespondent für die Washington Post, und Jens Hanssen, Direktor des Orient-Instituts in Beirut, nach, wie Palästina ab 1939 zum sicheren Hafen für europäische Jüdinnen und Juden wurde, nachdem ihre Flüchtlingsschiffe von anderen Häfen abgewiesen worden waren.

(Bild)Geschichten vom Fluchtort Palästina Die Historikerin Julia Hauser (Kassel) greift in diesem Kontext das Schicksal von Georg Goldstein auf, einem jüdischen Chirurgen und Hobbyfotografen, der sich vor der Nazi-herrschaft nach Israel retten konnte. War er zunächst in zionistischen Organisationen aktiv, kehrte er 1953 wieder nach Düsseldorf zurück. Die Briefe und Fotos zeugen laut der Forscherin von einem nicht konfliktfreien Verhältnis Goldsteins zu seiner Wahlheimat Israel.

Spannend ist auch das Kapitel der Globalgeschichte, das Ninad Pandit (New York) vorstellen wird: Er erforschte anhand von Archivmaterial auf Englisch und Marathi, Amtssprache der indischen Region Maharashtra, wie englische und deutsche Kommunisten ab 1920 zur Entstehung der Arbeiterbewegung in Bombay, dem früheren Mumbai, beitrugen.

Besonders freut das Organisationsteam, dass es die US-Historikerin Atina Grossmann für eine Keynote gewinnen konnte. Die in New York geborene Grossmann ist eine mit diversen Preisen ausgezeichnete Historikerin mit Schwerpunkt auf deutsch-jüdischer Geschichte im 20. Jahrhundert – und Transit ist Teil ihrer eigenen, vom Holocaust gezeichneten Familiengeschichte. Beide Großmütter kamen um, ihr Großvater überlebte die Judenverfolgung in einem Berliner Versteck. Das Exil führte Grossmanns Eltern in den Iran, den Vater auch nach Indien – bevor diesem 1946 die Emigration in die USA gelang.

↗ Bis heute feiern in Mumbai Jüdinnen und Juden Chanukka, hier im Jahr 2016.

← In Harbin gab es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg eine jüdische Community, hier die Synagoge im Viertel Pristan zu Beginn des 20. Jahrhunderts.



Simone Lässig ist Direktorin des Deutschen Historischen Instituts in Washington. Die Kultur- und Sozialhistorikerin mit Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jh. wurde mit ihrer Forschung zum jüdischen Bürgertum bekannt. Sie fokussiert sich auf Aspekte wie Religiosität, Unternehmer- und Mäzenatentum, Wissensgeschichte und Digital History. Aktuell arbeitet sie zu Migrations- und Transiterfahrungen, auch von Kindern und Jugendlichen.



Sebastian Schwecke ist Politikwissenschaftler und Direktor des Max Weber Forums in Delhi. Er forscht vor allem wirtschaftsanthropologisch, etwa zu Märkten, Finanzspekulation und Schuldenpolitik. Zuletzt erschien von ihm „Debt, Trust, and Reputation“, eine Studie zu extra-legalen Finanzen in Nordindien.



„REFUGEES IN GLOBAL TRANSIT. ENCOUNTERS, KNOWLEDGE, AND COPING STRATEGIES IN A DISRUPTED WORLD, 1930S–50S“: INTERNATIONALE KONFERENZ 13.–14.02.2025 | MUMBAI/INDIEN

Abbildungsindex

Cover	Traugott Fuchs Archiv, Orient-Institut Istanbul	S. 42	Bundesarchiv, Bild 101I-729-0001-23 / Fotograf: Meister
S. 2	Paris Musées, musée Carnavalet, Dist. GrandPalaisRmn / image ville de Paris	S. 46	Presidenza della Repubblica Italiana
		S. 47	Michele Di Lonardo
S. 7	Portait Nolte: FU Berlin / Wannenmacher; Veranstaltung DFK: 36e congrès du Comité International d'Histoire de l'Art – Lyon 2024	S. 50–54	Traugott Fuchs Archiv, Orient-Institut Istanbul
S. 9	Hartford, Wadsworth Atheneum Museum of Art, inv. 1844.6, public domain	S. 52	Siegfried Pruczsinsky Archiv, Mödling
S. 11	ICAS:MP Photography by PostArt Project	S. 58	Par JLPC – Travail personnel, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0
S. 13	İzzet Akgün; Sophia Hackel	S. 60	Library of Congress, Prints & Photographs Division, FSAOWI Collection; Paris Musées, musée de la Libération, Dist. GrandPalaisRmn / image ville de Paris
S. 18	Archiv Neuer Akten, Warschau, Sign. 2/3055/0/1/93	S. 61	Paris Musées, musée Carnavalet, Dist. GrandPalaisRmn / image ville de Paris
S. 20	Collections of the Imperial War Museums, Public Domain	S. 62	ECPAD/Défense: Jean Péraud – Daniel Camus
S. 22	Bundesarchiv, Bild 183-R97862, Peter Cürlis / CC-BY-SA 3.0	S. 63	Sébastien Borda
S. 23	Noakes: University of Essex; Trentmann: Jon Wilson	S. 66	United States Library of Congress's Prints and Photographs division, fsa.8d29620
S. 29	Chris Coe	S. 67	Bombay Arthouse / Chabad.org
S. 32–37	Arno Gisinger	S. 68	Wikimedia Commons, Public Domain; Homai Vyarawalla
S. 38	Arno Gisinger; Romain Darnaud	S. 69	Sebastian Marin
S. 39	Jean François Deroubaix; Sam Vladimirsky		Umschlag WDR Digit/fbistrick
S. 40	Marta Buso		

Impressum

Herausgeber
Max Weber Stiftung –
Deutsche Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland
Rheinallee 6
53173 Bonn
Tel.: +49 (0)228 377 86-0
info@maxweberstiftung.de
www.maxweberstiftung.de

Präsidentin
Prof. Dr. Dr. h. c. Ute Frevert

Geschäftsführer
Dr. Harald Rosenbach

Redaktion
Dr. Tina Rudersdorf
Carla Schmidt (Chefredakteurin und C. v. D.)
Unter redaktioneller Mitarbeit
der Kolleg*innen aus den Instituten

Layout und Satz
Novamondo GmbH
www.novamondo.de

Druck
inpuncto:asmuth druck + medien GmbH
www.inpuncto-asmuth.de

Auflage
2.300

Ausgabe
November 2024

ISSN (Print): 2364-7647
ISSN (online): 2364-7655

Das Magazin „Weltweit vor Ort“ wird klimaneutral durch Kompensation der CO₂-Emissionen und auf 100 % recyceltem Papier gedruckt.



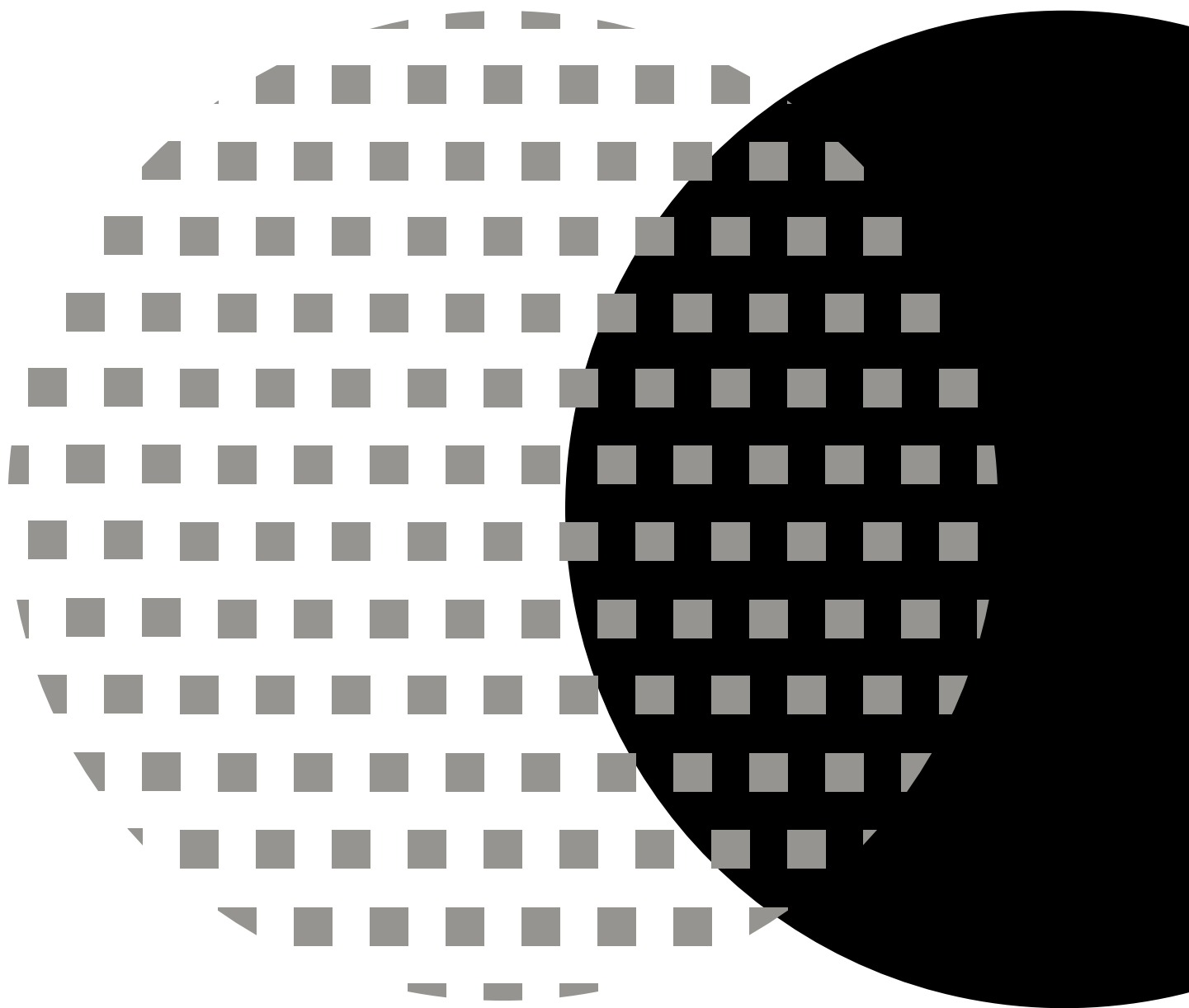
Für die Schwerpunktartikel des Magazins beauftragen wir unabhängige Journalist*innen, die inhaltlich frei und ohne Einfluss der Redaktion über die Forschungsthemen der MWS berichten.

Das Copyright der abgebildeten Fotos liegt bei der MWS und ihren Instituten, Ausnahmen sind separat gekennzeichnet.

Das Magazin „Weltweit vor Ort“ erscheint zweimal jährlich und kann über die Redaktion kostenlos abonniert werden. Nachdruck mit Quellenangabe gestattet. Beleg erbeten.



Deutsche
Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland



www.maxweberstiftung.de